

www.e-rara.ch

Ueber die Einsamkeit

Zimmermann, Johann Georg

Hildburghausen und Amsterdam, 1842-1843

ETH-Bibliothek Zürich

Shelf Mark: Rar 39288: 54 - 56

Persistent Link: <https://doi.org/10.3931/e-rara-79990>

Zehntes Capitel. (Fortsetzung.)

www.e-rara.ch

Die Plattform e-rara.ch macht die in Schweizer Bibliotheken vorhandenen Drucke online verfügbar. Das Spektrum reicht von Büchern über Karten bis zu illustrierten Materialien – von den Anfängen des Buchdrucks bis ins 20. Jahrhundert.

e-rara.ch provides online access to rare books available in Swiss libraries. The holdings extend from books and maps to illustrated material – from the beginnings of printing to the 20th century.

e-rara.ch met en ligne des reproductions numériques d'imprimés conservés dans les bibliothèques de Suisse. L'éventail va des livres aux documents iconographiques en passant par les cartes – des débuts de l'imprimerie jusqu'au 20e siècle.

e-rara.ch mette a disposizione in rete le edizioni antiche conservate nelle biblioteche svizzere. La collezione comprende libri, carte geografiche e materiale illustrato che risalgono agli inizi della tipografia fino ad arrivare al XX secolo.

Nutzungsbedingungen Dieses Digitalisat kann kostenfrei heruntergeladen werden. Die Lizenzierungsart und die Nutzungsbedingungen sind individuell zu jedem Dokument in den Titelinformationen angegeben. Für weitere Informationen siehe auch [Link]

Terms of Use This digital copy can be downloaded free of charge. The type of licensing and the terms of use are indicated in the title information for each document individually. For further information please refer to the terms of use on [Link]

Conditions d'utilisation Ce document numérique peut être téléchargé gratuitement. Son statut juridique et ses conditions d'utilisation sont précisés dans sa notice détaillée. Pour de plus amples informations, voir [Link]

Condizioni di utilizzo Questo documento può essere scaricato gratuitamente. Il tipo di licenza e le condizioni di utilizzo sono indicate nella notizia bibliografica del singolo documento. Per ulteriori informazioni vedi anche [Link]

Zehntes Capitel.

Vortheile der Einsamkeit für den Geist.

(Fortsetzung.)

Wer die Menschen flieht, um sich ihre Liebe und ihren Dank zu erwerben, wer mit der Sonne aufsteht, um mit den Todten zu leben, der ist freilich nicht schon bei Tages-Anbruch gestieft. Seine Pferde ruhen im Stall und seine Thür ist für den Müßiggänger geschlossen. Aber weil er den Menschen und die Menschheit studirt, so behält er auch da, wo er die Sonne durch seine Fenstervorhänge abhält und die schöne ländliche Aussicht gar nicht genießt, die Welt doch immer im Auge. Alles, was er jemals gesehen und erfahren hat, wird dann durchgesehen. Jede in der Welt gemachte Beobachtung bestätigt ihm eine Wahrheit, oder widerlegt ein Vorurtheil. Alles wird da entschleiert, seines falschen Glanzes beraubt, nach seiner Natur dargestellt. Die Wahrheit geht im Umgange immer gekleidet,

hier zeigt sie sich nackt. Ach, wie himmlisch wohl wird uns, wenn wir doch einmal in einer Lage sind, wo wir nicht lügen müssen.

Solche Vergnügungen der Einsamkeit vertragen sich mit jeder Pflicht für das Publikum, denn sie sind die höchste Ausübung von dem, was Jeder für das Publikum vermag. Oder ist es etwa ein Verbrechen, daß man Wahrheit ehrt, liebt und gern sagt? Ist es ein Verbrechen, daß man zuweilen die Kühnheit hat, öffentlich zu rügen, was ein Alltagskopf nur zitternd denkt, und daß einem doch ab und zu ein wenig Freiheit besser behagt, als immer gebeugter Sinn und unterthänige Devotion? Kommt nicht Wahrheit durch Schriftsteller unter das Volk und vor die Augen der Großen? Erregen gute Schriftsteller nicht Muth zum Denken? Ist Denkfreiheit nicht die Ursache von jedem Fortschritt der Vernunft? Eben darum wirft man gern in der Einsamkeit die Ketten ab, die man in der Welt trägt. Eben darum sagt der einsame Denker, ganz ohne alles Federlesen, was er etwa im gemeinen Leben nur unterthänigst anheim gibt. Feigheit bringt in die Einsamkeit nicht. Wer Lust und Liebe dazu hat, gewöhnt sich nirgends so gut wie da, vornehmem Uebermuth in die Augen zu sehen und dem schalen Despotismus der hohen Unvernunft den Flor vom Kleide und die Haube vom Kopfe zu reißen.

Einsamkeit gewährt Freuden von der erhabensten Art, die nie vergehen, wenigstens so lange die Seele in einem nicht ganz verwelkten Körper wohnt. Solche Freuden geben Heiterkeit in allen Umständen des Lebens, Trost in jedem Unglück, versiegen nie, werden zu einem eben so dringenden Bedürfnisse, als dem abgenutzten Weltling seine Unthätigkeit und sein elendes Zappeln nach Vergnügen, das er

von einer Hausthür zur andern sucht und nirgends mehr findet. Von solchen Freuden sagt Cicero: sie nähren die Jugend, sie vergnügen das Alter, sie erhöhen das Glück, sie sind in Widerwärtigkeiten unser Trost und unsere Zuflucht, sie ergötzen uns zu Hause, sie belästigen uns nicht im Felde, sie verkürzen uns die Nächte, sie begleiten uns auf Reisen und auf's Land. Die schönen Wissenschaften, sagte der jüngere Plinius, sind meine Liebe und mein Trost; ich kenne Nichts, das angenehmer sey, keine Widerwärtigkeit, die sie nicht versüßen. In der Unruhe über die Unpäßlichkeit meiner Frau, über die Krankheiten meiner Bedienten und den Tod von einigen, finde ich keine Hülfe, als in meinen Studien; ob ich gleich die ganze Größe des Uebels dabei begreife, so wird mir doch Alles dadurch erträglicher.

Einsamkeit allein erhält diese Liebe für die schönen Wissenschaften und diesen Geschmack für Philosophie und Alles, was den Geist im Stillen angenehm beschäftigt. Es ist unmöglich, daß sich Geschmack bei allen Herren im Amte erhalte, da viele sich dagegen oft so schnöde in die Brust werfen und immer laut lachend sagen, da weiß ich nichts von! Geübte Denkart, ein beständiges Streben nach neuen Beobachtungen und Ideen, ist eine beständige Zuflucht für den, der sich durch jede Beobachtung bereichert glaubt und dem Denken immer Früchte bringt. Als Demetrius die Stadt Megara eingenommen hatte und nun Alles von den Soldaten rein ausgeplündert ward, ließ er den Philosophen Stilpon zu sich rufen und fragte ihn: ob er bei dieser Verwirrung nicht das Seinige verloren habe? Nein, sagte Stilpon, denn Alles, was ich habe, liegt in meinem Kopfe. Will man darum den Kopf eines Denkers des einzigen Glückes berauben, das er hat und verlangt, so muß man

ihm die Hypochondrie wünschen, oder man muß nach der Manier gewisser kleiner schweizerischer Republiken, die nur einen Kopf haben, diesen weghauen.

Einsamkeit allein zieht mißkannte Menschen aus dem unbemerkten Haufen hervor. Wie mancher Mann von Geist und erhabenem Charakter könnte Licht und Wärme um sich her verbreiten, und lebt verachtet, mißkannt und verworfen unter einer Menge von Dummköpfen und niedrigen Seelen. Man schätzt diese alle höher als ihn. Noch hat er nichts geschrieben, noch ist kein öffentlicher Beweis seiner Fähigkeiten, seines Werthes und seiner ganzen Denkart vorhanden. Wohl ihm hingegen, den nicht gereuen darf, was er schrieb, dessen Buch keine Lügen enthält, dessen ganze Seele man eben so natürlich in seinem Buche sieht, wie in einem Spiegel *). Rousseau schrieb und verbarg sich; hätte man nur mich gesehen, sagte er, so hätte man nie gewußt, nie sogar gergwohnt, was mit mir ist **).

*) In einem schönen Buche, Messir und Zulima, eine Erzählung nach Raphael (Berlin und Leipzig 1782) ist dies Alles unendlich schöner und besser ausgedrückt, als ich es sagen könnte. „Wohl dem Manne, heißt es da, den nicht gereuen darf, was er mit der Feder oder mit dem Pinsel öffentlich hinschrieb! Er geht davon; aber in jedem Worte, in jeder Linie redet er, so lang ein Strich seiner Arbeit zu sehen ist, mit unzähligen Menschen. Die wenigsten kennt er, die meisten sind noch ungeborn. Er sagt mehr als er selber zu sagen glaubt; einem jeglichen etwas Anderes, nachdem einer zu der Schrift oder zum Gemälde Sinn, Herz und Geist mitbringt. Jeder macht daraus, was er machen kann und was er eben zu dieser Zeit nöthig hat.“

**) Le parti que j'ay pris d'écrire et de me cacher, est précise-

Mancher Schriftsteller, der weit unter Rousseau steht, kann dies ohne alle Eitelkeit denken. Wer möchte Alles sagen, was er fühlt. Mißverstehen würde man Alles. Aber man kann schreiben und drucken lassen, was man fühlt und denkt. So wie mancher eben darum in Ehre und Ansehen geblieben wäre, wenn er nichts hätte drucken lassen, oder vielleicht gar einen großen Ruhm hat, weil keine Zeile gedruckt ist von Allem, was er denkt und empfindet; so rächt hingegen mancher seine Ehre eben durch das, was er drucken läßt, gegen die, in deren Gegenwart er immer schweigt.

Einsamkeit ist also der Kanal, aus dem Alles hervorgeht, was man im Umgange verhehlt. Da macht man, wenn man schreiben kann und mag, seinem Herzen Luft. Wir schreiben zwar nicht immer darum, weil wir einsam sind, aber wir müssen doch einsam seyn, wenn wir schreiben wollen. Das Vergnügen, seine Gedanken und Gesinnungen vor ein größeres Publikum zu bringen, als das Publikum, worin man lebt, ist der größte und beinahe der einzige Lebensgenuß für denjenigen, der da, wo er lebt, nicht sagen kann und mag, was er denkt.

Schreiben und Schwäzen sind freie Künste. Schreiben muß man in der Einsamkeit; schwäzen und schnacken kann man überall in Gesellschaft. Aber es ist viel besser, daß ein Schwäzer schreibt, weil alsdann Niemand gegen seinen Willen nöthig hat, ihn zu hören.

Schreiben kann jeder in seiner Kammer. Aber wer philosophiren, oder dichten will, der muß seine volle Freiheit

ment celui qui me convenoit. Moi présent on n'auroit jamais su ce que je valois, on ne l'auroit pas soupçonné même.

haben, der muß nicht jeden Augenblick seine Thür knattern, oder seine Kinder schreien hören. Ihm muß nicht gleich vom frühen Morgen an das Schöpsegesicht seines Bedienten jeden Augenblick vor das Anschauen kommen; er muß nicht jeden Morgen zwanzig fahnenähnliche Billete erhalten. Man muß ihn allein lassen. Er muß dem Triebe seines Kopfes folgen, sich hinsetzen können, wo er will, wenn es ihm beliebt und wohin ihn der Geist treibt unter freiem Himmel, oder zu Hause, dort in dem Schatten eines schönen Baumes, oder hier in seinem Lehnstuhl. Zu glücklicher Schriftstellerei gehört Bedürfniß der Seele, Leidenschaft, Lust ohne Zwang, Eifer ohne Abhaltung. Hat man dies Alles nicht beisammen, wird man immer unterbrochen *), so muß man

*) Eine der größten Kräfte der Seele ist die bewunderungswürdige Kraft so vieler Minister und Staatsmänner, die immer tausend Dings zusammen verrichten, immer sich unterbrechen lassen und dann noch immer ihren Faden da wieder aufnehmen, wo sie ihn haben fallen lassen. Alles kommt bei allen Menschen hierbei auf Gewohnheit an. Es ist äußerst wichtig, schon bei der ersten Erziehung darauf zu sehen, daß man nicht bei jeder Unterbrechung den Faden seiner Gedanken verliere. Aber auch im männlichen Alter müssen wir immer dagegen kämpfen, daß wir auch durch Kränklichkeit und Nervenunruhe uns nicht verleiten lassen, gleich aufzufahren, wenn uns etwas in die Quere kommt und den Gang unserer Gedanken unterbricht. Kränklichkeit erzeugt freilich sehr leicht diese üble Laune, aber üble Laune zerrüttet und entstellt Geist, Herz und Charakter, auch bei Menschen, die im Grunde äußerst gutmüthig sind. Besonnenheit und Gegenwart des Geistes und ein fester und ruhiger Gedankengang in allen möglichen Fällen, sind darum an allen Menschen ehrwürdig. Nicht wenige Damen von meiner Bekanntschaft schreiben die schönsten Briefe

freilich seine Seele Brache liegen lassen, bis die gute Stunde kommt, da man selbst durch alle Hindernisse hindurchbricht und alle Fesseln zermalmt. Gut schreibt man nie, wenn

auf ihrem kleinen runden Knie, indeß da ihr Friseur unter beständigem Schnack sein großes Werk an ihnen verrichtet, oder indem sie noch obendrein ihr Zimmer voll Menschen haben. Cäsar, Haller, Möser, Iselin und Lavater sind große Beispiele dieser Geisteskraft. Lavater sitzt bei seinem Mittagessen, unterhält seine Gesellschaft von Allem, was man will, steht auf und schreibt, indem er in seiner Stube auf und nieder geht, ein Duzend Briefe an seine Lieben und Betreuen. Dann kommt er wieder zu Tische, wo er der angenehmste, sanfteste und liebenswürdigste Gesellschafter ist. Dann steht er wieder auf und schreibt an einer Predigt. Ganze Nachmittage und Abende hindurch unterhält er sich mit vornehmen Damen, Fürstinnen sogar, und schreibt an ihrer Seite unzählige Briefe von wenigen Zeilen in alle Welt und diktirt zugleich ein Buch, seine Messlade zum Exempel. Menschen hingegen, die solche Geisteskraft nicht haben, unterbricht und zerstreut Alles; dies ist Schwäche und diese Schwäche habe ich. Immerwährender grausamer Schmerz, der viele Jahre hindurch nie aufhörte und bei dem ich alle meine Geschäfte that, immerwährende Unruhe in meinen Nerven, die noch weit mehr niederdrückend ist als aller Schmerz und den Geist noch weit mehr zerrüttet, stürzten mich in diesen Zustand. Den äußerst seltenen Fall ausgenommen, da ich mich wohl befinde, verstimmt mich Alles. Jede Sache muß ich darum mit Ruhe thun können, oder ich thue sie entweder gar nicht oder äußerst unvollkommen. Seitdem ich anfing dieses Buch zu schreiben, ward ich durch die beständigen Unterbrechungen oft auf viele Monate so verstimmt, daß ich nicht vermögend war eine Zeile daran zu schreiben, daß ich an mein Buch gar nicht mehr denken mochte. Zu anderer Zeit, wenn ich etwas mehr Muth und Kräfte hatte, sträubte ich mich wenigstens gegen die zu häufigen Unterbrechungen, so viel ich es mit Ehre und gutem Gewissen konnte, und gab nur alsdann nach, wenn ich mußte.

man nicht durch einen innern Ruf getrieben ist zu schreiben, wenn man nicht die glücklichen Minuten ablauert, in welchen der Kopf hell ist und das Herz warm. Man muß erweckt seyn durch lebhafteres Anschauen, erhöht durch edlere Gefinnungen, gestählt durch Nichtachtung der Hindernisse; dann wird man Alles gewaltig anfassen, aber auch sorgsam seine Gedanken auslesen und seine Worte ausbilden. Dann fragt man sich selbst nicht mehr: soll ich schreiben, oder nicht? Man muß schreiben und viele auch Hauswesen, Familie, Liebe der Freunde, Gunst der Großen, Alles darüber zu Trümmern.

Petrarcha fühlte diesen innern Ruf, als er sich aus der lasterhaftesten und schmutzigsten *) aller damaligen Städte in der

Aber daher kommt auch mein zerstückelter Vortrag und vielleicht das meiste, was in diesem Buche schlecht ist. Soll ich so gut schreiben, als ich nach meinen kleinen Kräften schreiben kann, so muß ich glauben, ich sey nun auf vier, fünf bis sieben Stunden frei und dann werfe ich auf einmal Alles aus, was in mir ist. Weit bessere Leute als ich bin, vertrugen auch keine Unterbrechung und waren doch wahrscheinlich weis gesunder und stärker als ich. Nachdem Kaiser Antonius die morgenländischen Unruhen gestillt hatte, verweilte er auf einige Zeit noch in Smyrna. Als ihm daselbst Jedermann aufwartete, fiel ihm ein, er habe den Redner Aristides noch nicht gesehen. Wo bleibt Aristides? fragte der Kaiser seine Hofleute. Die Hofleute versicherten, Aristides sey noch nicht da, sonst würde man ihn leicht erblicken und vor den Kaiser bringen können. Endlich kam Aristides. Der Kaiser fragte ihn: warum hast Du so lange aufgeschoben mich zu sehen? Aristides antwortete: ich arbeite; und Du weißt, daß das menschliche Gemüth die Unterbrechung seiner Gedanken ungern erträgt.

*) Petrarcha macht in seinem zweiten Dialog mit dem heiligen

Welt, der Stadt Avignon, in welche die Päpste den heiligen Stuhl und die Schlüssel zum Himmelreiche verlegt hatten, von dem Papste, der ihm gewogen war und von allen Cardinälen und Fürsten losriß. Als ein sehr junger Feuerkopf sonderte er sich ab von einer solchen Welt und ging sechs Stunden von Avignon in seine berühmte Einsamkeit nach Vacluse, wo er einen einzigen Menschen zur Bedienung um sich hatte und nichts besaß, als ein kleines Haus und ein Gärtchen. Von der Anmuth dieses Ortes eingenommen, ließ er alle seine Bücher dahin bringen, lebte da viele Jahre, und alle seine Schriften sind da verfertigt, angefangen, oder entworfen. Petrarcha hat mehr in Vacluse geschrieben, als sonst in allen übrigen Dertern seines Aufenthaltes. Aber er seilte da auch immer an seinen Schriften und konnte sich sehr lange fast gar nicht entschließen, irgend etwas herauszugeben.

Virgil nennt die Muße, die er in Neapel genoß, unebel und dunkel. Aber er schrieb in dieser Muße seine Georgica,

Augustinus von der Stadt Avignon folgendes Gemälde, bei dem vielleicht für deutsche Delicately die Farben etwas zu dick aufgetragen sind. „Ich wohne, sagt er, in einer schwärzigen und geräuschvollen Stadt, in der Abzucht und dem Pfuhe alles Schlammes von der Welt. Alles verursacht mir hier Widerwillen und Ekel. Allenthalben und bei jedem Schritte stoße ich in diesen engen und abscheulichen Gassen auf stinkende Schweine, auf wüthende Hunde, auf rasselnde Wagen, auf Gespanne von vier Pferden, die den Durchgang versperrern, auf Bettler von schauerigem Anblick, auf Trugengesichter aus allen Ländern, auf unverschämte und übermüthige Vornehme und Reiche, die ersoffen sind in Vergnügungen und Muzucht, und überall auf einen unbändigen Pöbel, der sich immer in den Haaren liegt.“

das vollkommenste aller seiner Werke, das in jeder Zeile verräth, Virgil habe gewußt, daß er für die Unsterblichkeit schreibe.

Jeder große Schriftsteller wirft diesen enthusiastischen Blick auf die Nachwelt, hat diese Ahnung der Unsterblichkeit. Der gute Schriftsteller verlangt für weniger Aufwand auch einen geringern Lohn und findet zuweilen, was er verlangt. Beide müssen sich von den Menschen absondern, Wälder und Schatten suchen, ganz in sich hineingehen. Also ist Alles, was sie thun, und Alles, was sie gewinnen, immer eine Wirkung der Einsamkeit. Liebe für die Einsamkeit muß ihre ganze Seele einnehmen und festhalten, wenn sie etwas hervorbringen sollen, das auf die Nachwelt komme, oder das des Anblicks weiser Zeitgenossen werth sey. Alles, was tiefes Gefühl auf einen Schriftsteller vermag, erhält durch Einsamkeit das Daseyn. Da überschaut und sammelt er Alles, was in der Welt seine Seele drückte. Da schärft er seine Pfeile gegen verjährtes Vorurtheil und allgemeinen Wahn. Die Fehler der Menschen begeistern den moralischen Schriftsteller und heben ihm die Seele durch die Begierde, die Menschen zu bessern, so sehr, als manchen andern durch die Begierde, ihnen zu gefallen. Aber das Verlangen nach Unsterblichkeit ist das Aeußerste, das sich ein großer Schriftsteller erlauben darf. Keiner darf es, der Bacon's Geist nicht hat und der in seiner Art nicht eben so gut schreibt wie Rousseau oder Voltaire; keiner, als solche, die für das Publikum schreiben, um ihm Gesetze zu geben und nicht, um Gesetze von ihm anzunehmen. So entstehen Werke für die Nachwelt. Solche Köpfe dürfen sagen: wir fühlten uns belebt durch diesen sanften und tröstenden Gedanken, man werde auch noch von uns sprechen, wenn

wir nicht mehr sind; durch dieses so wollüstige Gemurmel, das uns aus dem Munde einiger unserer Zeitgenossen hören ließ, was einst Menschen von uns sagen werden, für deren Unterricht und Glückseligkeit wir uns aufopferten, die wir hochschätzten, die wir liebten, ob sie gleich noch nicht geboren sind. Wir fühlten, wie dieser Keim des Wetteifers sich in uns entwickelte, der dem Tode unsern besten Theil beneidet, der dem Nichts die einzigen und uns allein schmeichelnden Augenblicke unseres Daseyns entreißt.

Ruhmbegier leitet aus dem Kleinen Lichtkreise einer Nachtlampe, wie vom Throne, wie durch den Ocean, wie aus dem Schlachtfelde zu Thaten, deren Andenken nicht stirbt und nicht sich endigt bei Tod und Grab. Der Mittag des Lebens ist dann noch eben so schön als sein Morgen. Lob, das starke und erhabene Seelen schon besitzen, sagt Plutarch, wird ihre Begier danach nur mehr schärfen und erwecken; durch die Kraft des schon erworbenen Ruhmes werden sie getrieben, wie durch einen Sturm, zu allem Schönen und Großen. Sie betrachten sich nicht als schon Belohnte. Ihre vorigen Thaten waren nur für die ein Pfand, die man noch von ihnen erwartet; sie würden sich schämen, ihrem Ruhme nicht getreu zu leben, und ihn nicht noch zu verherrlichen durch größere Thaten.

Wer mit der Faust in's Gesicht alle falsche Ehre, allen dummen Beifall, jedes schale Compliment demjenigen erwiebern möchte, der ihm das Compliment macht, fühlt doch eine gewisse Wärme im Herzen bei der Schwärmerei, mit welcher Cicero sagt: Warum wollen wir uns in einer Sache verstellen, die wir doch nicht vermögend sind zu verbergen? Warum machen wir uns nicht lieber eine Ehre daraus, frei

zu bekennen, wir trachten Alle nach Ruhm, und die edelsten Seelen fühlen diesen Zug am stärksten. Sogar die Philosophen, welche von der Verachtung des Ruhmes schreiben, setzen auf den Titel solcher Bücher ihre Namen, und bezeugen auch da, wo sie die Geringschätzung eines großen Namens predigen, sie wünschen, daß man sie nenne und lobe. Keinen andern Lohn verlangt die Tugend für alle Mühseligkeit und Gefahr. Was bliebe ihr auch übrig, wenn man ihr in diesem armseligen und kurzen Leben diesen Lohn entzöge? Hätte die Seele nicht Ahnungen der Zukunft, steckte sie ihren Gedanken keine weitem Grenzen, als die engen Schranken dieses Lebens, so würde sie weder durch so schwere Arbeiten sich ermüden, noch mit so vielen Sorgen und Nachtwachen sich quälen, noch so oft für die Erhaltung des Lebens kämpfen. Aber in den besten Menschen haftet tief ein edler Trieb, der sie Tag und Nacht mit Ruhmbegier erfüllt und die schönsten Seelen ermuntert, das Gedächtniß ihres Namens nicht blos diesem Leben zu überlassen, sondern zu erhalten bis auf die späteste Nachwelt. Oder wollten wir, die dem Staate dienen, die für ihn täglich in so vielen Gefahren schweben, unser ganzes Leben ohne einen einzigen ruhigen Augenblick hinbringen und dann Kleinmüthig glauben, Alles sey auf einmal mit dem letzten Hauche verloren? Viele große Leute waren darauf bedacht, ihre Gesichtszüge der Nachwelt in Erz und Marmor zu hinterlassen, und warum sollten wir nicht vielmehr wünschen, unsern Geist und unser Herz für sie abzubilden? Ich wenigstens dachte immer bei Allem, was ich that, ich säe für die Zukunft und zum ewigen Andenken bei der ganzen Welt. Nun mag ich mir auch dieses nach meinem Tode erinnern, oder nicht erinnern, so laße ich mich doch jetzt an dem Gedanken und mit der Hoffnung meines Nachruhms.

Solche Schwärmerei sollte man in unserm schwärmerischen Zeitalter wünschen Jünglingen von hoher Geburt beizubringen. Ach, wer so glücklich wäre, diese Flamme in ihren schönen jungen Herzen anzuzünden, und durch dieselbe sie abzuhärten zu eisernem Fleiße; wie würde er sie wegfliehen sehen von jeder verderblichen Jugendfreude! Zu welcher Heldenarbeit würden sie sich bequemen; welche Thaten würden sie hoffen lassen, welchen Ruhm, welche Lorbeern! Der Geist großer Herren wird groß, wenn sie sich gegen alles Kleine empören; wenn ihnen vor Allem ekelst, was Körper und Seele entnervt; wenn sie die Prediger geiler Lüste von sich entfernen, und jeden, der Glück und Einfluß bei ihnen nur dadurch sucht, daß er sie zum Laster hinlockt, alles Große für ihre Augen verkleinert und alles Gute ihnen verdächtig macht. Ringen und Verlangen, seinen Ruhm durch Thaten auszubreiten und sein Ansehn durch innere Würde und Geistesgröße zu vermehren, bringt Vortheile, die Geburt und hoher Stand nicht geben, die man auch nie auf dem Thron erwirbt ohne Tugend und beständige Hinsicht auf die Zukunft.

Niemand streut so viele Samen für die Zukunft aus, wie der geistvolle Schriftsteller, der seine Mitbürger und Landsleute am meisten gegen sich aufbringt, weil er ihre Vorurtheile und Thorheiten mit dauerhaften und bleibenden Tügen malt. Er schreibt nicht für sie; aber was er schreibt, kann bei ihren Kindern und Kindeskindern wirken, und macht vielleicht diese Flug. Heller Unterricht, großes Beispiel und verdienter Ruhm bringen dann doch Früchte, wenn der Mann im Grabe liegt, an dessen Verdienst jetzt der Zahn des Reibes nagt. O Lavater, tausend und noch tausend Gecken und Schurken wird man vergessen; dich, und nicht sie, lieben und ehren, deine kleinen Schwächen übersehen,

weil du wirklich ohne sie nicht so groß geworden wärest, und nur auf das hinblicken, was du vor Andern voraus hast. Dann werden deine physiognomischen Fragmente, wie der Verfasser der Charaktere deutscher Dichter und Prosakisten dir prophezeit, durch den Reichthum deiner Sprache, durch die Kühnheit, mit der du Worte schaffst und umbildest, durch die nervichte Kürze deines Ausdrucks und die treffende Charakteristik menschlicher Sitten und Schwachheiten, als eines der wenigen deutschen Originalwerke noch stehen bei jeder Nachwelt, unserm Jahrhundert zur Zierde; und dann wird Niemand mehr wissen, daß Lavater, der Schöpfer so mancher neuen Wahrheit und seiner Sprache, an Fortdauer der Wunder und an Gaspner's Gaukelkünste glaubte.

Solcher Ruhm erwartet große Schriftsteller. Was Cicero so schwärmerisch zu hoffen schien, geschah. Den Beifall, den Lavater ahnete bei allem Unflath, mit dem man in der Schweiz und in Deutschland nach ihm warf*), wird seine Physiognomik erhalten. Aber wäre Cicero nur Consul gewesen und Lavater nur Thaumaturg, so bliebe von Beiden wenig übrig in den Archiven der Zeit, die das Gemeine verschlingt und nur für die Ewigkeit aufbewahrt, was der Ewigkeit werth ist.

So gewiß ein guter Schriftsteller Menschen von gemeinem verschliffenen Gepräge übertrifft, so gewiß übertrifft

*) Lavatern und seine nunmehr übersezte Physiognomik hat man in England weit schärfer beurtheilt und ungleich besser, gutmüthiger und freundlicher aufgenommen, als in Deutschland.

auch das Schicksal seiner Gedanken das Schicksal der Gedanken des lauten und gemeinen Haufens. Dieser verschliffene Haufen gibt zwar an jedem Orte den Ton an, und bei ihm erkundigt sich jeder schlechte Kopf, was er denken und sagen soll. Aber jeder gute Gedanke ist unsterblich, und die Gedanken solcher Kerle verschwinden mit dem Tage, der sie hervorbrachte.

Geschrei ohne Geist und große Worte ohne Werke erlauben, daß man den elenden Halbkopf, den frostigen Spötter und schalen Witzling fragt: Warum willst du Alles deuten und auslegen, was ich schreibe, da doch meine besten Züge nichts bei dir wirken, als nur einen dummen Einfall? Wer bist du? Was macht dich hier zum Archivarius der Dummheit und zu unserm Geschmacksführer? Wo sind deine Schriften? Wann und wo nannte man der Nation deinen Namen? Wie viele von ihren ersten Männern hast du unter der Zahl deiner Freunde? Unter welchem entfernten Volke weiß man, daß du bist? Warum predigst du dein nil admirari immer nur im Weinhaufe? Warum unternimmst du nur dort Schande auszugießen über alles Edle, Große und Gute, als eben darum, weil du deine Kleinheit und deine Armuth fühlst und von allem dem Nichts hast? Suchst du etwa hier bei der schwachen und lauten Menge Beifall, weil außerhalb kein Mensch dich schätzt? Verachtest du das erhaschte Lob, weil du nichts Lobenswürdigeres thun kannst: o, so wird der Name bleiben, den du anspeiest, und deiner wird verfaulen.

Ruhmbegier ist natürlich und erlaubt unter solchen Unköpfen. Aber nicht als Appellation an sie, sondern als Appellation an gesunden, unparteiischen Menschenverstand, an unbekannte gute Seelen, für die allein man aus der unbe-

merkten Menge sich heraushebt, und deren Herz gewiß einem Schriftsteller sich öffnet, wenn sie sehen, wie zutraulich er wünscht, in dasselbe sich zu ergießen. Für solchen Beifall schließt man sich ein. Sind auch diejenigen, die ihre Namen an Wände und Mauern und in Fensterscheiben schreiben, die demüthigsten Candidaten des Ruhmes in allen Zeiten und Ländern, so deucht mir doch Derjenige beinahe ein eben so demüthiger Candidat, der irgend Etwas für die Stadt schreibt, in der er lebt. Wer keines Clubbs und keines Ordens Mitglied ist und Ruhm sucht unter den Menschen um sich her, ist ein Narr, der Samen aussäet auf Steinen. Etwas Gutes verzeihen sie vielleicht, aber nichts Kühnes, Großes und Freies. Also muß man fein artig und bescheiden die Dhren hängen lassen vor Jedermann; denn öffentlich etwas Ruhmwürdiges oder in der Ferne Gerühmtes thun, ist, wenn ich die Sache rund und frei heraus sagen soll, an manchem Orte eben so viel als dem lauten Haufen um sich her stückweise die Dhren abhauen.

Hat aber ein Schriftsteller Herz und Seele, so sagt er sich, daß unparteiische und vernünftige Menschen in der Ferne ganz andere Zeichen und Merkmale eines guten Buches haben, als seine Mitbürger. Jene fragen: Bezieht sich das Buch auf den Menschen? Hat es eine gute moralische Absicht? Wirkt es auf Geist und Empfindung? Ist es keck und frei geschrieben? Erhebt es die Seele? Trägt es durchaus den Stempel der Redlichkeit? Macht es nichts Großes oder Gutes lächerlich? Herrscht ernsthafte Absicht bei Witz und Scherz und Laune? Erhellte es unsere Blicke in das Gebiet der Wahrheit? Veranlaßt es edle Gefinnungen und gute Entschlüsse? o, so bedürfen wir keines andern Maßstabes für unsere Empfindung und unser Urtheil; das Buch ist gut und sein Verfasser ein Meister.

Im gewöhnlichen Weltumgange, in diesem Umgange der Schmeichelei und Falschheit, bei welchem man betrügt und betrogen wird, bei welchem ein Jeder unter einer angenommenen Gestalt erscheint, Hochachtung zu erkennen gibt, die er nicht empfindet, und Lob ertheilt, um Lob zu empfangen, bückt man sich vor jedem Schurken und nennt jede Narrin Ihre Gnaden! Aber wer sich absondert von diesem Kreise des Betruges, verlangt keine Complimente und gibt dem keine, der sie nicht verdient. Tausend höfliche Grimassen, womit man uns in Gesellschaft beehrt, wären Nichts gegen den stillen Umgang mit einem Freunde, der uns anfeuert zu edler Kühnheit, der uns unempfindlich macht gegen jede Unge-
rechtigkeit, der uns auf die Bahn der wahren Ehre treibt und selbst mitgeht.

Auch alles Gezwitscher einer Assemblée und aller gesellschaftliche Schnack ist nichts gegen häusliche Glückseligkeit und geistvollen Umgang mit einer schönen weiblichen Seele, die alle schlafenden Kräfte unseres Geistes aufweckt; die uns mehr Feuer und Stärke gibt, als wir haben; die alle Schwierigkeiten in der Ausführung unserer Entwürfe durch ihre Ermunterung und ihren Beifall überwindet; die uns durch den Flug ihrer Ideen und durch die Erhabenheit ihrer Gesinnungen begeistert; die Alles, was wir denken, thun und sind, mit kritischem Scharfsinn wiegt und prüft; die alle unsere Fehltritte sieht; die uns immer mit Ernst warnt und uns immer liebevoll bestraft; die immer durch ihre Gefühle unsern Geschmack erhöht; die durch die liebevolle Mittheilung aller ihrer Bemerkungen und Gedanken uns immer mehr aufklärt, und durch die Ergießung ihres Herzens in unser Herz uns immer mehr zu jeder Tugend erwärmt; die an unsern Charakter die letzte Hand legt durch den sanften Zug

Ihrer Liebe und die süßeste Uebereinkunft mit ihren Gedanken und Gesinnungen.

In solchem Umgange bleibt an uns das Edle, und das Schlechte vergeht. Unsere Mitbürger sehen uns, wie wir im öffentlichen Umgange seyn müssen, und nicht, wie wir in der Einsamkeit sind. Im Weltumgange kehrt man immer die flache Seite auswärts und verbirgt die eckige Schärfe, und kommt dann herrlich durch die Welt, und die Menschen finden Geschmack und Vergnügen an uns.*) Wenn wir keine Bücher geschrieben hätten, so würde beinahe die ganze Stadt bei unserm Tode sagen: Ach, sie begraben einen guten Mann! Denn ihr seht, wie in einem flachen Lande**) alle Menschen einem flachen Menschen gut sind.

Aber ganz anders zeigen wir uns unsern Zeitgenossen, als unsern Mitbürgern. Da stehen unter dem Guten auch unsere Fehler hervor; denn unsere Schriften zeugen oft wider uns, wenn wir ehrlich darin sind! Und wie tröstend ist das für unsere Mitbürger, zu denen doch zuweilen unser Lob hinhält und die doch zuweilen den abscheulichen Gedanken

*) Le materiel fait le premier mérite de l'homme, schrieb mir einst ein großer Mann und einer meiner geliebtesten und verehrtesten Freunde in Deutschland, et pour vivre en paix, on doit se garder de faire appercevoir l'autre partie de soi-même.

**) Flacher ist in dieser Absicht wohl kein Land in der Welt, als die Schweiz. Herz und Seele hält man, zumal in aristokratischen Republiken, für gefährlich. Durch Flachheit macht man sich da (und überall) Freunde. Ueberhaupt fürchtet man viele Menschen nur deswegen, weil sie Verstand haben; und Tugenden sogar, die man bewundert, erregen doch immer eher Schrecken, als Liebe.

wie einen scharfen Knochen, hinunter würgen müssen, daß es Leute in der Welt gibt, die etwas aus uns machen. Wahr ist's, wir sind oft ein wunderliches Gemisch von Tugend und Leidenschaft, von Erhabenheit und Schwäche; und warum sollten wir das verhehlen? Aber unsere Schwachheiten gehen mit Allem, was menschlich an uns ist, in's Grab; sie fallen hin mit unserm Körper, der sie erzeugte. Der edlere Theil bleibt, wenn er etwas gewirkt hat; unsere Schriften sind unser Nachlaß.

Dann nagt der Reib nicht mehr an unserm Namen. Unsere Verleumder schweigen, und die Schnacksucht hat dann wieder ander Futter. Dann sprechen Menschen, die uns liebten und sich jetzt wohl hüten, so was sich merken zu lassen, auch vielleicht noch ein Wort. Vielleicht verzeiht uns dann auch mancher, daß wir unsern Namen erheben wollten über solche vollbürtige Namen, die stündlich Alles thun, um mit ihrem Tode in ewige Vergessenheit sich zu versenken und die ihren Zweck erhalten. Vielleicht verzeiht man uns den eiteln Wunsch, etwas zu hinterlassen, das nicht gleich mit uns sterbe oder das doch wenigstens bei unserm Leben eine Appellation sey von dem Urtheile unserer Mitbürger an das Urtheil der Welt. Man begreift alsdann vielleicht, warum uns die nicht niederdrückten, die uns alle Federn aus den Flügeln ausrupfen, uns die vis vivida animi ausblasen wollten und dann immer dabei ausriefen: bei uns ist Alles gut und nirgends ist's so gut wie bei uns und dann immer ihren Dreck vertheidigten! Man verzeiht uns dann vielleicht den beständigen Mißlaut zwischen uns und jenen wichtigen Köpfen, die alle Käferleidenschaften haben und keine große; die eben so gefühllos für wahren Ruhm sind, als unfähig, denselben zu verdienen. Und wäre auch unser Nachlaß weggeworfen, welches gewöhnlich geschieht, so verdient

uns dann doch Niemand mehr, daß wir etwas Edleres bei unserm Leben können wollten, als das Geschmeiß dort, das nichts kann, als alles Gute beflecken. Eben weil wir ihre Achtung für Schande hielten, ermanneten wir uns noch in der späten Zeit, da die Rose ein Blatt nach dem andern fallen läßt, zu neuer Kraft und Heiterkeit. Mit edlem Stolze suchten wir den Namen für einige Jahre noch zu erhalten, den wir uns erworben hatten; damit wenigstens unser Andenken so lange nicht welke, so lange das Haupt nicht neige, als in uns die Gluth noch lobert, die unsere Jugend erwärmte, und die unser Alter belebt.

Unabhängig von aller dieser Schwärmerei um Ehre bleibt in der Einsamkeit dem Schriftsteller ein Vergnügen, das Niemand fähig ist, ihm zu rauben, und das mehr werth ist, als alle Ehre der Welt. Er beschäftigt sich doch nicht allein mit dem, was seine Arbeit wirken wird, denn er muß auch seine Arbeit thun, und wie manche Freude erheitert ihm dabei seine Lage. Welches Vergnügen quillt schon beim Schreiben aus anhaltender Aufmerksamkeit und dem zuweilen damit verknüpften stillen Enthusiasmus. Wie vieler Unmuth wird dadurch verdrängt, wie viele Schmerzen werden dabei vergessen. Ach, eine einzige Stunde der Ruhe gäbe ich nicht um alle Aussichten in die Ewigkeit des Cicero. Ruhe mitten unter beständigem Schmerz ist ein Genuß, der die Seele mit Recht an den gegenwärtigen Augenblick heftet, aber der sie dann auch zu allem Guten fähig macht und erhebt. Das innige Vergnügen, doch wenigstens noch etwas hervorgebracht zu haben, da man fest glaubte, man könne gar Nichts mehr hervorbringen, kennt zwar der Gesunde nicht, denn er hat Zuversicht in seine Kräfte. Aber für jeden Kranken Schriftsteller ist jede überwundene Schwierigkeit in Anordnung und Vortrag, jede gelungene Wendung, jede wohlge-

stellte Periode, jedes glückliche Wort, und am meisten das trostreiche Zurücksehen auf vollbrachte Arbeit, ein Hülfsmittel zur Heiterkeit des Geistes, ein Gegengift der Melancholie und ein wahrer Vortheil der Einsamkeit. Unendlich größer und wesentlicher sind diese Vortheile, als alle Träume, Ahnungen, Visionen von Ehre und Nachruhm. Und wer entsagt bei solchem Genuße nicht gern jener Schwärmerei, gegen die unsere Vernunft doch so viele mächtige Einwürfe hat, und die mir eigentlich nur für so lange befriedigend deucht, als man nicht recht bei sich selbst ist.

Sich selbst Alles seyn, ohne alle äußere und fremde Hülfe von Menschen; Stunden, die sonst Traurigkeit, Unmuth und Schmerz aus unserem Leben wegrissen, vielleicht in nicht ganz unnützer Arbeit hinbringen: dies ist der größte Vortheil, den Schriftstellerei hat und gibt, und mich befriedigt dieser allein und ganz. Wer freut sich nicht im Stillen, wenn er sieht, was er in einem einzigen Abend thun kann, indeß da zweihundert Kutschen durch seine Gasse rollen und alle Wände seines Hauses von der allgemeinen Bistenwuth zittern.

Träume nun Jeder von Aussichten in dichterische Zukunft und idealische Unsterblichkeit, was er will, wenn der Traum ihn glücklich macht. Diese Träume der Imagination gehören zu den Vortheilen der Einsamkeit. Ich leugne auch ihren Nutzen nicht ganz; denn große, gute und schlechte Schriftsteller machen dabei ihr Glück: die großen, weil ihr Name bleibt; die guten, weil er etwa noch einige Zeit blüht; und die schlechten, weil man sie vergißt. Aber alle diese Gedanken und Gefühle, Träume und Vernunftschlüsse leiten indessen zu einem Zwecke; sie erweisen, durch welche Kräfte alles Große in der Einsamkeit vorbereitet wird und wie

leicht man sich den Staub der Welt da aus den Augen reibt.

Die Eigenheiten einiger Schriftsteller sind zuweilen Wirkungen, und oft wahre Vortheile der Einsamkeit. In langer Entfernung von dem gesellschaftlichen Umgange wird man immer weniger biegsam und weniger geschmeidig. Aber wer auch diese Welteigenschaften behält, ärgert sich doch, daß er immer in Gesellschaft sich ganz anders zeigen muß, als er ist, und ergreift dann aus lauter Unmuth die Feder, wäre es auch nur, um doch einmal sein Herz auszu-leeren. *)

Das soll der Schriftsteller nicht, sagt unsere Welt, weil die ganz allein in der Einsamkeit entstandene moderne

*) Dieses Bedürfnis ist zumal in Italien besonders groß, wo es auch außerhalb der Klöster viele Einsame gibt, die ihr Leben in philosophischer Ruh: zubringen und dann ziemlich unbefangen über Alles ihre Meinung eröffnen, was sie etwa in der Welt frapirt. Herr Zagemann sagt in seinen Briefen über Italien (Weimar 1778): „Es gibt Edelleute in Florenz, die seit der Erlöschung des Mediceischen Geschlechts nie aus dem Hause gekommen sind, daher dann auch wenige Menschen die besten Köpfe Italiens kennen. Sie opfern in der Stille den Musen und sammeln sich durch ein lange fortgesetztes Lesen und Nachdenken so große Kenntniffe, daß es ein wahres Glück ist, wenn die Fürsten von ungefähr solche Männer kennen lernen und sie aus ihrem einsamen Hinterhalt in ihre Dienste ziehen können. Daher entsteht auch der fast allgemeine Hang der Italiener zur Satyre. Menschen, die mit ihres Gleichen unzufrieden sind und in stiller Einsamkeit sich mit Meditiren beschäftigen, werden durch ihre hypochondrische Laune angetrieben, anderer Leute Thun und Lassen durch die Hechel zu ziehen. Daher sind auch fast alle Satyren der Italiener mit bitterem Salze gewürzt.“

deutsche Manier, dem Leser Gesellschaft zu machen, bei manchem Schriftsteller doch weit mehr üble Lebensart verräth, als zum Vergnügen oder zum Unterricht beiträgt. Indes liegt auch in dieser Manier etwas Gutes. Unsere Literatur erwirbt dadurch immer mehr Freiheit, sie entfernt sich immer mehr von ihrer sklavischen, kriechenden Denkart, sie nähert sich immer mehr den Bedürfnissen der Zeit. Ist die deutsche Nation in Allem noch nicht, was die größten Deutschen wünschen, daß sie sey, so kann sie es werden, wenn man doch wenigstens außerhalb des Umganges verjährten Vorurtheilen auf den Kopf tritt, wenn also Denkfreyheit immer mehr überhand nimmt, und wenn in jeder deutschen Provinz auch nur einige philosophische Schriftsteller ihre Beobachtungen freimüthig niederschreiben.

Seinem Leser Gesellschaft machen, ist, wie ich das Ding nehme, weiter nichts, als in Schriften rund und frei heraus, wie unter vier Augen, sagen, was man im allgemeinen Umgange mit Anstand und Glück so nicht sagen kann. Deutsche Freiheit nenne ich dies; Freiheit, die kein Republikaner besser hat und mancher Schweizer wahrlich nicht so gut. Diese Freiheit hat jeder Deutsche, der vor sich im Stillen unter einer weisen und milden Regierung lebt. Aber daß sie einen Theil unseres alten Adels in einigen Provinzen und alle nicht aufgeklärten Weltleute etwas unsanft in den Augen schrinnt, das ist begreiflich.

Ein Edelmann, wie es scheint, ist in einer in Weimar gedruckten Abhandlung über den Styl sehr gegen diese neu-deutsche Manier; und ich hätte zur Ehre der Einsamkeit und der Freiheit, die diese Manier erzeugt haben, wohl Einiges mit Bescheidenheit dabei zu erinnern, so sehr ich auch über Verschiedenes mit ihm einstimme. Er möchte eine allgemein

geltende Regel des Styls, und ich Freiheit des Styls in Büchern für Menschen von allerlei Laune. Er will, daß man fremde Modelle im Kopfe habe; und ich glaube, Jeder sey sich selbst das beste Modell. Er will, daß man nach einem fremden Styl strebe; ich möchte, daß man nicht nur etwa seinen Styl, sondern sein ganzes Buch sich selbst so ähnlich mache als möglich. Er will, daß der Schriftsteller sich in seinem Werke nicht selbst zeige; und mir scheint es eben so erlaubt, den Zustand seiner Seele öffentlich zu zergliedern und Beobachtungen über sich selbst Andern zum Besten anzustellen, als es erlaubt ist, Andern zum Besten seinen Leichnam einem öffentlichen Lehrer der Anatomie zu vermachen. Er will keinen Schnitt außer dem gewöhnlichen Leisten; und ich sage: so hole der Teufel das ganze Handwerk! Er will einen gewissen ehrbaren, festen, deutschen Tritt; und ich höre nicht gern von einem Andern, wie ich treten oder nicht treten soll. Er will also immer fremden Gang; und ich immer, so viel möglich, eigenen Gang. Er sagt, wenn Jeder seinen eigenen Gang hat, so ist kein allgemeiner Gang mehr; und ich sage, ein allgemeiner Gang ist ein Schafsgang. Er sagt, einige deutsche Männer von großer Kraft haben bestimmte Sprache, Tritt und Schritt gehabt, und es sey nicht gegen den Wohlstand gewesen, daß sie sich faßernackt zeigten; ich habe allen gebührenden Respekt für jene nackten Männer, aber ich glaube doch, man komme mit Kleidern eben so weit. Er rath die große Mongeperücke unserer Vorfahren allen und jeden, denen die Vorsten nicht so stark gewachsen sind, die ihrem Vortrage nicht solche Farben und solches Leben geben können, ihrem Geiste nicht Fleisch, ihren Ideen nicht Knochen, Haut und Haar, wie jene deutschen Männer; und ich rathe, anstatt der deutschen Mongeperücke, nur eine ganz bescheidene und be-

queme Schweizermütze. Er sagt, die besondere Stimmung der Seele gerade anzugeben, worin damals der Schriftsteller war, als er schrieb, sey jetzt eine Lustseuche; ich halte zwar vor dieser Lustseuche und der andern immer die Nase zu, und kann's indessen doch auch nie ganz verbergen, wie mir ist, indem ich mich mit meinen Lesern unterhalte. Er scheint zu wollen, man müsse nie thun, als wenn man allein wäre, indem man ein Buch schreibt; und ich schreibe aus keiner andern Ursache ein Buch, als eben wegen der leidigen Begierde, auch einmal ein Wort allein zu reden. Er fragt den deutschen Adel, der sich bekanntlich mit den feinsten Ideen aus andern Sprachen nährt, ob er im Stande sey, manch deutsches Buch nach der modernsten Art und Kunst zu verstehen; ich bin zwar kein Edelmann, und nähre mich mit allerlei Kost, aber besagte deutsche Schöngeisterei verstehe ich freilich auch eben so wenig, als warum es im Eismond fast immer regnet, und warum im Bonnemond so oft beinahe die Pest regiert. Zu meinem großen Vergnügen begreift dieser gnädige Herr dann doch endlich, daß es Fälle gibt, in welchen ein Buch huntscheckig *) seyn darf, und für

*) Mich wundert, zum Exempel, ob Rousseau's Confessions wohl so allgemein wären gelesen worden, wenn sie den deutschen Tritt hätten? — Diesen Tritt haben sie nun freilich nicht; daher heißt es auch in einer vortrefflichen deutschen Recension dieses Buchs: „Rousseau überlasse sich hier zwangloser, vertraulicher, als in irgend einer seiner andern Schriften, den Begeisterungen, Sprünzen, Abfällen und allen Launen seiner Imagination und seines Charakters. Immer ganz, bis zur äußersten Empfindung, bis zur äußersten Vergessenheit alles des Vorhergegangenen und Nachfolgenden, von der gegenwärtigen Vorstellung ergriffen, zeige er sich abwechselnd so gutmüthig, so muthwillig, so klein,

dieses Wort gebe ich ihm auch nun wieder eben so freundlich die Hand, als wenn wir Beide von einer Familie wären.

Ueberhaupt enthält diese körnichte Abhandlung über den Styl viel wahre und ganz vortrefflich in die Zeit passende Kritik; und am Ende derselben zumal ist viel tiefer Sinn und äußerst richtiges Gefühl. Das Einzige, was mich dabei wurmte, war eigentlich weiter nichts, als das: Ob mir zwar alle oft so erschrecklich am unrichten Orte angebrachten Tannen, Ausschweifungen und Bocksprünge unserer schönen Geister völlig eben so unangenehm sind, als diesem Edelmann, so deucht mir doch, durch diese freie und allerdings blos in der Einsamkeit recht zur Reife kommende Art zu schreiben, sey schon jetzt mehr Freiheit in die deutsche Welt gekommen, als lange nicht mehr darin war; und durch diese mit Geschmack und Sittlichkeit gebrauchte Freiheit, die man in mancher deutschen Provinz am meisten von der Welt abgesonderten Schriftstellern zu danken haben wird, müsse eben so viel gemeinnützige Wahrheit in Umlauf kommen, als jetzt noch alter Schnack in der Provinz ist.

Aufklärung mangelt eben deswegen noch in so mancher Gegend von Deutschland, weil da auch der Styl der Gesellschaften, auch die Stimme des Volks, auch die allgemeine Denkart, immer nur Einen Tritt hat. Immer sieht und hört einer auf den andern. Keiner macht um kein Haar breit einen Schnitt außer dem gewöhnlichen Leisten. Weltleute, die sich mit den feinsten Ideen fremder Völker näh-

so groß, so glücklich, so unglücklich in der Art, wie die Dinge auf ihn wirken, daß man kaum glaube, denselben Mann vor sich zu haben.

ren, müssen da eben so gut ihre Gedanken und Gefühle verhalten, eben so gut ihre Ohren hängen lassen, als jeder Andere, dem dieser Schafsgang die Galle reizt. Wenn also unsere deutschen Schriftsteller sich in der Einsamkeit gewöhnen, feck vor ihrem Publikum zu erscheinen, wenn sie Leben und Sitten und Denkart aller Stände aus Anschauen und Erfahrung kennen, wenn sie nur einmal muthig und dreist Alles bei seinem rechten Namen nennen, wenn sie in ihren Schriften von Allem sprechen, worüber ein vernünftiger Mann sprechen darf, dann kommt allmählig Cultur unter das Volk, dann verbreitet sich Philosophie des Lebens und dann endlich wirft jeder zum Modell seiner Denkart den Leisten der allgemeinen Denkart weg. Aber um das zu thun, müssen unsere Schriftsteller eine ganz andere Welt kennen als ihre Universitätswelt, oder ihr Vaterstädtchen, oder nur das Haus, worin sie gehosmeistert haben. Sie müssen gebildet seyn durch Umgang mit Menschen von allen Nationen und Ständen. Sie müssen den Umgang mit Vornehmen nicht scheuen und mit Geringen nicht fliehen; aber aus jedem Umgange sich oft zurückziehen, oft und lange einsam leben, allen gesellschaftlichen Freuden und Verbindungen und vorzüglich allem Anspruche auf Beifall an dem Orte ihres Aufenthalts entsagen können, um nicht nöthig zu haben, das zu schreiben, was nicht ist, oder das, was ist, zu verhehlen.

Unzählige gute Sachen, die meisten Unterhandlungen auch im alltäglichen Leben, würden freilich scheitern, wenn sie sollten durch Gelehrte und Schriftsteller zum Gedeihen kommen. Aber Schriftsteller müssen immer zuerst die Bahn brechen und es nie übel nehmen, wenn man sie mißversteht

und wenn man auch etwa zuweilen mit Steinen oder andern weniger edlen Materialien nach ihnen wirft.

Schweizerische Verbtheit des Geschmacks und des Styls fanden Deutsche in Allem, was ich vormals geschrieben habe, und diese Verbtheit war freilich eine Folge meines abgesonderten Lebens. Daß ich sogar noch jetzt die Farben zu dick auftrage, daß ich noch jetzt gegen meine Landsleute und Zeitgenossen meinen Pinsel in Galle tauche und vollends deutsch sage, was eine Dame in einem Buche so wenig als im Umgange gern vor ihr Anschauen bringen läßt: dies erinnert in seiner Anzeige der zwei ersten Theile dieses Buches, mein Freund, der Götterbote Wieland *). Man vertheidigte mich in dem thüringischen Zuschauer schon vor vierzehn Jahren lebhaft und freundlich, über nichts weniger als folgende Vorwürfe: ich sey ein mürrischer und hypochondrischer Philosoph; ich lobe Nichts; meine Urtheile über die Dinge fallen fast immer auf Unkosten derselben aus; nichts sey sicher vor meinem Tadel und vor meiner Juvenalischen Wuth; mein Styl sey so vollblütig; ich gefalle nicht und sey nicht zu verdauen; die deutsche Nation sey viel zu züchtig und zu

*) Mein lieber, alter, guter und unvergeßlicher Freund, der Herr Hofrath Wieland in Weimar, denkt im Herzen nicht Alles, was er schreibt, auch in der einen Zeit nicht wie in der andern. Zuweilen hängt er bekanntlich auch wohl den Mantel nach dem Winde. Daß sich also dieser liebe Ehrenmann, aus Staatsklugheit in seinem Merkur ein Klein wenig hämisch gegen mich und die zwei ersten Theile meines Buches über die Einsamkeit erklärt hat, verzeihe ich ihm: denn kurz vorher hielt der Weltüberwinder Obereit seinen Einzug in Weimar! —

schamhaft, viel zu delicat und zärtlich, um so was lesen zu können. Kurz, die Engländer seyen unerträglich für die deutsche Delicatesse, also auch die Schweizer.

Aber mir deucht, man verwechsle dasjenige, was man von dem Styl des Umganges zu verlangen hat, mit dem Styl der Bücher. Derbheit ist allerdings eine bäurische Unmanier im Umgange, da hingegen nackte Wahrheit in Büchern, und auch ab und zu in Briefen, doch zuweilen frapirt und wirkt. Ich bin keusch, sagte ein Dichter, aber meine Verse sind es nicht; und so könnte man auch wohl höflich im Umgange seyn und derb in seinen Schriften. Oder hat man dann immer nöthig zu schreiben, wie man spricht, wenn man nie spricht, wie man schreibt? Soll ein Schriftsteller immer, einiger gesellschaftlichen Verabredungen wegen, für Forderung der Grazien halten, was jeder Ged und jede Aeffin von ihm prätextirt? Ist es nicht genug, daß er im Umgange Jedem zu gefallen sucht, mit dem er redet, und wenn er einmal in Gesellschaft ist, ohne Ausnahme sich Allem unterwirft, was da für wohlanständig gilt; daß er also immer nachgibt, Nichts ohne Noth behauptet, immer Andere reden läßt, und immer thut, als wenn er allenthalben hinkäme, bloß zu hören und zu lernen? Sind nicht viele schöne Geister eben darum im Umgange unausstehlich, weil sie glauben, ihre Schriften seyen die äußersten Ideale von Urbanität und Eleganz? Ist es nicht besser, daß man im Umgange vergütet, was man mit der Feder versteht, als daß man seine Feder zwingt und nie seine Zunge? Wer also im Umgange sanft und nachgebend ist, kann doch wohl etwa einmal in Schriften einen Ausdruck wagen, der auffällt und trifft; und hie und da eine Wahrheit in der Nachtlappe sagen, wenn Andere im Sonntagsrothe immer lügen.

Aus unserer Conversationsprache ist jeder starke Gedanke verbannt und nichts ist in guter Gesellschaft Sitte, als Worte, die Ideen erdroffeln und Gefinnungen, die eben so erschlaffend sind wie Thee. Aber biedere Schriftstellersprache im Umgange wäre eine Cannibalsprache und die schmeichelhafte Sprache des Umgangs wäre in Büchern Fopperei. Wahrheit muß gesagt werden. Nur gewöhne man sich, im Umgange sie immer zu fühlen und so oft als es nöthig ist, zu verschweigen. Man bilde seine Manieren in der Welt und seinen Charakter in der Einsamkeit; und so zeigt sich's bald, wo man Geschmeidigkeit erwirbt und wo Freiheit, Festigkeit, Ausdruck, Selbstständigkeit, Würde, Adel und durch dieses Alles Nerv zu Allem.

Einsamkeit gibt dem Geiste Erhebung und Stärke. Wer den Muth nicht hat, über die herrschenden Vorurtheile und Gewohnheiten wegzusehen; wer nichts so ängstlich fürchtet, als den Vorwurf der Sonderbarkeit; wer sich immer nach Andern bildet und richtet und gewöhnlich nach den schalsten Köpfen und herzlosesten Herzen: der hat auch gewiß nie den Muth, einsam zu leben, wenn ihn übrigens nichts zur Einsamkeit zwingt. Man hat sehr gut gesagt, Einsamkeit sey unentbehrlich, um unsern Gedanken Richtigkeit, Gründlichkeit, Festigkeit und Stärke zu geben, so wie hingegen auch das gesellige Leben unentbehrlich sey zu ihrem Reichthum, zu ihrer Deutlichkeit und ihrer nützlichen und glücklichen Anwendung.

Alle Unlauterkeit, womit Müßiggang das leere Gemüth befleckt, verschwindet bei edler Beschäftigung des Geistes. Freiheit und Ruhe geben der Seele das Gefühl ihrer selbst und veranlassen sie, Kräfte zu versuchen, die sie vorhin nicht kannte. Der Wille wird in der Einsamkeit gestählt. Man

fordert da ungleich mehr von sich selbst, als in der Welt, weil man bei solcher Muße, in solcher Freiheit und Ruhe auch ungleich mehr kann und vermag, auf mehr umfassende Begriffe, hellere Aufschlüsse, eine größere Mannichfaltigkeit von Vorstellungen und Verbindungen verfällt. Aber eben darum muß die Ruhe des Einsamen nicht eine träge Ruhe seyn, nicht Erschlaffung, nicht Leidenschaftlosigkeit, nicht unbedeutendes Staunen am Fenster, oder beständiges Auf- und Niedergehen in seiner Kammer, in einem zerrissenen Schlafrock und in alten Pantoffeln. Ruhe von außen erhebt die Seele erst alsdann zum Gefühle ihrer selbst, wenn sie recht von dem Gedanken durchdrungen ist, Einsamkeit sey für sie ein Bedürfniß. Erst alsdann zeigt ungestörte Freiheit dem Wize, dem Scharfsinn, der Einbildungskraft und der Vernunft einen offenen Wirkungskreis in jedem Dorfe, in jedem abgelegenen Landhause, in jeder Stadt bei verschlossener Thür und wenn Alles leise und still ist auf den Gassen.

Ein mir sehr werther Freund hat mir erzählt, er werde nie so sehr zur Schriftstellerei gereizt und begeistert, wie an Musterungstagen, da, um ein Bataillon exerciren zu sehen, vierzigtausend Menschen aus den Thoren gehen, reiten und fahren; er hat treffliche wissenschaftliche Werke geschrieben, aber Stücke voll Witz und Laune schrieb er nur an Musterungstagen. Ich selbst war in meiner Jugend nie so gut zu ernsthaftem Denken in Kopf und Herz gestimmt, wie frühe am Sonntag, wenn alle meine Mitbürger mit ihrer Andacht beschäftigt, sich zum Kirchengang frisirten und puderten und ich dann noch fern vom Lande herein den einsiedlerischen Klang einer Dorfglocke hörte.

Immerwährende Unterbrechung zerstört jede gute Wirkung der Einsamkeit. Unruhe hemmt alle Sammlung der

Gedanken; daher nimmt das Amt öfterer den Verstand, als es ihn gibt. Jeder muß im Amte und in der Welt das seyn, was man von ihm fordert; in der Einsamkeit kann er seyn, was er will und was er ist. Wenn darum in Deutschland ein vortrefflicher Philosoph, ein Mann von wahrem Genie, jeden Handwerksgebrauch im Amte nicht erfüllt, so sagt man wohl zuweilen: er ist ein Narr, er kann nichts, als ein Buch schreiben, oder, seine Bücher sind gut, aber er ist ein Esel.

Vorurtheil und Irrthum faßt man in der Einsamkeit eben so scharf und fest und muthig an, wie ein Athlet seinen Gegner. Je mehr und gedrängter man forscht, desto gewisser wird man sehen und desto stärker wird man empfinden, was man gesehen hat. Wenn sich nur erst die Seele ganz in sich selbst zurückzieht, dann wird es ihr auch viel leichter, außer sich mit Nachdruck zu wirken. Ergreift ein ganz in sich selbst zurückgezogener Mann von Kopf und Herz Wahrheit, wo er sie sieht, so lächelt er auch geruhig und unbesorgt, wenn man ihn dafür verachtet, wenn Vorurtheil und Neid gegen ihn wüthen, wenn, seines Sieges immer gewiß, der Gewalthaufen der Dummheit auf ihn fällt, wenn Alles um ihn her faselt und schreit, sobald er seine Hand aufmacht und eine kleine Wahrheit sehen läßt.

Einsamkeit vermindert, wenn man will, die Zahl unserer Leidenschaften, denn sie macht aus hundert kleinen eine große. Man weiß aus meinem siebenten Capitel, was Einsamkeit Böses auf die Leidenschaften wirkt. Aber, Gott Lob, sie wirkt auch Gutes. Sie verrückt Köpfe und setzt sie auch wieder zurecht. Alles, was in uns ist, treibt sie heraus; aber sie vereinigt auch wieder Alles in Eins. Ja, da fühlt und erfährt man, was Leidenschaft ist. Wie Flus-

then thürmen sie gegen uns sich auf und suchen uns zu verschlingen; aber durch Philosophie werden sie zertheilt. Uebt man dann sich da in großem Kampfe, gibt Tugend und Verleugnung Riesenkraft, so reißt man Bäume aus ihren Wurzeln, so erweicht man Felsen. Alles ist durch Tugend und Entschlossenheit möglich, sobald man nur weiß und glaubt, daß Leidenschaft durch nichts überwunden wird, als durch Leidenschaft.

Im Umgange mit sich selbst erworbener Seelenadel ist auch stolz auf sein erprobtes Alter, stößt auch alles Uedle von sich, sondert sich auch allenthalben ab von schlechter Gesellschaft. Wenn die ganze feine Welt um ihn her in Unzucht sich wälzt; wenn man überall hört, Unzucht sey eines der ersten Bedürfnisse des Menschen und es sey für jeden Jüngling, der zu leben weiß, eben so nöthig, von der frühesten Jugend an sich immer ein paar Mädchen zu halten, als es nöthig ist, zu essen und zu schlafen: o so sieht doch die edle Seele, daß Unzucht Jünglinge und Männer träge macht zu allem Guten, schwankend bei nöthigen Entschlüssen, schwindlicht bei Gefahren und lässig, wo durch eine beständige Anwendung geringer Kräfte doch etwas Großes geschieht. In euren Hurenhäusern verfällt alle Kraft der Seele, alle Wärme, aller Willen, alle Liebe zum Schönen und Großen, in einen apoplectischen Zustand. Wer dann noch mit Ehre in der Welt eine Rolle spielen möchte, muß darum auf ewig allem Müßiggang entsagen. Sobald er nicht durch Unzucht alle seine Kräfte verschwendet und sie dann durch übermäßiges Essen und Trinken wieder gewinnen will, braucht er auch nicht immer wie ein Vogel in freier Luft zu leben und hat nicht nöthig, den ganzen Tag zu reiten. Für alle Menschen ohne Ausnahme gibt es immer Etwas zu lernen; auf der höchsten Stelle in der Welt wird man doch nie an-

ders groß, als durch innere Größe. Je mehr ihr also eure Geisteskräfte in der Stille zu edlem Zwecke übt, desto eher wird man an euch gewahr, daß ihr Geist habt. Wäre Unzucht auch eure größte Leidenschaft, so wird doch Unzucht durch nichts so leicht überwunden, wie durch beständigen Reiz zu schönen und edlen Thaten; durch Haß gegen Lässigkeit, Kleinheit und Ländelei; durch großes Beginnen; durch leidenschaftliche Fortschritte in irgend einer Wissenschaft oder Kunst; also durch öftern Umgang mit sich selbst und alles Schlechte und Unächte zertretenden Seelenadel.

Solcher Abelsstolz zeigt sich in der Einsamkeit mit aller seiner Hoheit und Würde. Nirgends wirkt Leidenschaft für's Große so frei. Mit eben der Leidenschaft, die den Alexander nach Asien trieb, kroch Diogenes in seine Tonne. Für Wahrheit verließ Heraclitus einen Thron. Wer ein Philosoph für die Welt seyn will, muß die Welt gesehen haben, aber nur nicht zu gern und zu lange. Die Welt entnervt, macht schlaff und weich. Cäsar entriß sich nach wenigen Nächten der Cleopatra und ward Herr der Welt. Antonius nahm sie zur Buhlerin, lag immer an ihrer Brust und verlor durch Weichheit die Herrschaft der Welt und sein Leben.

Einsamkeit heftet die Seele zwar auch leicht an hohe Bilder, die sich nicht mit dem wirklichen Leben vertragen. Aber Zug nach großen Gegenständen und entzündete Leidenschaft, zeigen dem Einsamen die Möglichkeit, auf einer Höhe zu stehen, vor der dem Weltling schwindelt. Jener ist umgeben von Allem, was den Verstand erweitert, das Herz erhöht, den Menschen über sich selbst erhebt; er fühlt, daß er unsterblich ist. Dieser lebt, als wenn er gar nicht unsterblich wäre. Einsamkeit vergütet Alles, was der Weltling für verloren hält, wenn er heute die As-

semblee oder den Clubb versäumt, oder wenn er nicht allenthalben hinläuft, wohin ihn etwa durch einen gedruckten Zettel ein Taschenspieler einladet, oder ein Lustspringer, oder ein Mann mit fremden Thieren.

Ohne die süßeste Erhebung meiner Seele kann ich mich nie der Stelle erinnern, wo Plutarch sagt: ich lebe ganz in der Geschichte, und, indem ich mich ganz allein mit diesen Lebensbeschreibungen beschäftige, erfülle ich meinen Geist mit den Bildern der größten Männer und der besten Menschen. Wenn auch der Umgang mit Leuten, die ich nothwendig sehen muß, etwas Verdorbenes, Lasterhaftes und Unanständiges bei mir hervorbringt, so gebe ich mir doch Mühe, es abzulegen und zu verwerfen. Meine Seele wendet sich davon weg, und, frei von jeder niedrigen Leidenschaft, halte ich mich fest an jenen großen Beispielen der Tugend, die so gut und so glücklich sind und so ganz mit unserer Natur übereinstimmen.

Einsamkeit heftet die Seele an jene großen Bilder, und so vergißt sie Alles, was auf Erden an ihr zupft. Sie steigt immer aufwärts und sieht mit Ekel zurück auf das, was sie in der Welt fesselte, um sie zu erniedrigen und sie hemmte, um sie ihrer Stärke zu berauben. Auf dieser Höhe entwickeln sich ihre Bedürfnisse und ihre Kräfte. Jeder Mensch kann vielleicht immer noch mehr, als er leistet. Es ist darum weise und schön, zu Allem sich anzustrengen, wozu man sich nicht ganz untauglich fühlt. Wie manche schlafende Idee wird dadurch erweckt, wie mancher für vergessen gehaltene Eindruck von zwanzig und dreißig Jahren lebt jetzt wieder auf und thut durch unsere Feder seine Wirkung. Wir können immer mehr, als wir glauben, wenn wir nur nicht aufhören, uns zu üben, wenn nur immer Leidenschaft

das Feuer anzündet, Imagination es erhält und das Leben uns abgeschmact scheint, sobald nicht Alles in uns gährt *).

Ein leidenschaftloser Zustand ist in der Einsamkeit, wie überall, der Tod der Seele. Krankheit und unnennbares Leiden setzten mich viele Jahre hindurch, bei kurzen Zwischenräumen, in diesen schrecklichen Zustand, seitdem ich nicht mehr Schweizerluft einathme. Wenn alle Menschen um mich her, denen mein innerer Zustand unbekannt war, glaubten, nun sey ich äußerst aufgebracht, nun werde ich Schild und Lanze ergreifen, ging ich still auf meinen Wegen fort und that mit Herzlichkeit, Treue und Fleiß meine wohlthätigen Geschäfte. Wenn die Naserei allgemein gegen mich war, blieb ich unempfindlich und sprach mit keinem Menschen über den bacchantischen Lärm gegen mich auf jenen Rathhern und in unsern Ecken. Ich war krank und hatte ein zerbrochenes Herz, mich drückte unaussprechliches häusliches Unglück, das alle meine Gedanken fesselte und mir jeden andern Gedanken benahm. Jahre hindurch war mein Kopf ein Stein, ich war viele Stunden im Tage ohne alle Besinnlichkeit, ich sagte mannichfaltig das Gegentheil von dem, was ich sagen wollte, ich lebte fast ganz ohne alle Nahrung, ich vertrug nichts von Allem, was Andere stärkt, in Armen und Beinen war ich den ganzen Tag wie geräudert, ich glaubte niederzustürzen bei jedem Schritte und litt

*) La force des passions, sagt ein großer Menschenkenner, peut seule contre-balancer en nous la force de la paresse et de l'inertie, nous arracher au repos et à la stupidité vers la quelle nous gravitons sans cesse et nous douer enfin de cette continuité d'attention à la quelle est attachée la superiorité du talent,

alle Marter der Hölle, wenn ich saß und schrieb. Alles in der Welt war mir nichts, außer dem geheimen Gegenstande meines Kummer, den ich in meinem blutenden Herzen verschloß.

Leidenschaft entsteht nur alsdann, wenn die körperlichen Organe fähig sind, das auszuführen, was sonst in dem Charakter liegt. Die Organe müssen nicht erwürgt seyn, wenn die Seele wirken soll, die doch allein durch Organe wirkt. Aber wenn die Organe nicht mehr die Seele niederbeugen, dann erst ist sie in der Einsamkeit wie in der Welt wirksam und unternehmend.

Wir haben es leider nicht immer in unserer Gewalt, einsam und nach unserm Gefallen zu leben. Aber wahr ist es doch, daß Einsamkeit in jedem Alter glücklich macht und immer forthilft zu großen und fruchtbaren Ideen. Wie würde jeder Jüngling in die Einsamkeit sich verlieben, wenn er fähig wäre, zu fühlen und zu glauben, zu welchen großen Gedanken und Empfindungen, zu welchen Fortschritten im Erkennen sie schon in frühen Jahren leitet. Ein weises Alter findet in der Einsamkeit seine fröhlichsten Tage. Immer denkt man da alsdann größer und besser wie in der Welt. Im Stillen sehen wir, wie die Dinge gehen sollten, im Getümmel, wie sie gehen. Aus ungestörtem Nachdenken und tiefer Meditation kommt und entspringt doch das Größte, was die Menschen hervorbringen. Durch immerwährende Aufmerksamkeit auf kleine Dinge flattert in der Welt aller Geist weg. Etwas Hinreißendes muß hingegen in der Einsamkeit seyn, da doch so Mancher in der Einöde alle gemeinen Sorgen des Lebens vergaß, Alles da verachten lernte, was des Staubes ist, sein Haus wüste liegen ließ, seine Ländereien dem Unkraut übergab und den Thieren zum Raube.

Alle Achtung für kleine Dinge verliert man überhaupt, sobald man Enthusiasmus für große Dinge fühlt. Zu kleinen Geschäften taugen darum schlichte Köpfe *) unendlich viel besser, als derjenige, der gern in den Zaum beißt. Darum rettet nichts den Geist, den das Amt so oft tödtet, als Einsamkeit, Muße und Freiheit. Auch den Menschenbeobachter, den Schriftsteller, rettet sonst nichts, wenn er durch Alles gebeugt ist, was ihn umgibt, allgemein mißverstanden und allgemein verhöhnt. Seine Seele erkrankt unter diesem allgemeinen Drucke. Sie ist schon halb todt; denn was hülfte es ihm da, etwas Ausgezeichnetes zu schreiben, wo man zum Voraus weiß, daß jeder darauf speien wird, sobald er hört, von wem es kommt? Verlangen nach Ehre stirbt, wo man keine Ehre erwartet. Aber nehmt diesen Menschenbeobachter, diesen Schriftsteller weg aus dem Wirkungskreise der Abderithheit; gebt ihm Muße und Freiheit, Dinte und Papier, so ist er gerochen, und was er schreibt, werden Nationen lesen. Unzählige gute Köpfe bleiben nur darum immer mittelmäßig im Amte, weil sie verschmachten bei Geschäften, die ihnen nichts zu denken geben und die eben deswegen jedem Tropf besser gelingen, als jedem Denker.

Einsamkeit setzt Alles an seinen gehörigen Platz. Da freut man sich, daß man denken darf und so vielen Men-

*) Helvetius sagt: l'homme de bon sens (ein schlichter Kopf) est un homme dans le caractère duquel la paresse domine. Il n'est point doué de cette activité d'ame, qui dans les premiers postes fait inventer aux grands hommes de nouveaux ressorts pour mouvoir le monde, ou qui leur fait semer dans le present le germe des evenements futurs.

schen um sich her dadurch mißfällt und so viele Zeit dadurch erspart. Sehr oft ist dieses allgemeine Mißfallen ein beneidenswerthes Glück. Wie erbärmlich wäre die Lage von jedem guten Kopfe, der sich gern in stillem Nachdenken übt, wenn es einem Duzend Alltagsköpfen täglich einfiel, nach seinem Befinden zu fragen. Indem er eben in einem Augenblick von Ruhe eine Idee gefaßt hätte und nun gern schreiben, lesen, nachdenken möchte, würde eine Kutsche nach der andern vorfahren, er müßte einen Besuch nach dem andern annehmen und dann Alltäglichkeit saufen wie Wasser. So wären alle seine Gedanken verloren. Nichts bliebe ihm übrig, als Gram über die vernichteten Stunden und wahres Ersticken der Seele von Mißmuth über das Visitenwesen, das bloß durch den Knall seines Vorfahren schon erschreckt und in der That alles Gute ersticht, nur dem Unkraut Gedeihen gibt und zu nichts taugt, als bloß eine Schaar von Müßiggängern und Müßiggängerinnen ihres Wassers zu entladen.

Welcher Denker wünscht nicht, in dieser und in mancher andern Absicht, recht sehr vielen Menschen zu mißfallen. Es wäre ja ein wahrer Fluch für den, der in der Stille etwas Gutes wirken könnte, wenn man ihn allgemein liebte, und folglich ihn Jeder zum Essen haben wollte, und in jeder Gesellschaft gefragt würde: kommt er nicht? Aber gewöhnlich sind solche Leute nicht die, welche man am meisten hervorzieht und liebt. Nie kommt auch eine ganze Stadt gegen einen Menschen von ganz gemeinem Gepräge in Harnisch. Besteht es nur, es steckt doch etwas Großes in dem vornehmen Manne dort, gegen den ihr Alle schreit, gegen den Jeder von euch einen Stein aufhebt, dem man in allen Gesell-

schaffen Fluch und Untergang prophezeit, dem man hundert Verbrechen aufbürdet und dann doch bei allem Suchen und Grübeln nie ein einziges erweist. Beneidenswerth ist das Schicksal von jedem denkenden Kopfe, den sein Publikum nicht kennt. Man läßt ihn dann doch allein; und da es ihm so natürlich vorkommt, daß man ihn nie verstehe, so wundert er sich auch nie, daß über alle seine Handlungen und sein Leben nie anders geurtheilt wird, als schief; und daß auch seine Freunde immer die Urtheile aller Alltagsköpfe über ihn zurecht setzen müssen und doch nie zurecht setzen.

Bei dem großen Haufen war dies das Schicksal des großen Grafen zu Schaumburg-Lippe, oder, wie man ihn gewöhnlich nannte, des Grafen von Bückeburg. Einen allgemeiner mißverstandenen und verlachten Mann habe ich in Deutschland nie gesehen; und doch verdient sein Name in der ersten Reihe großer deutscher Namen zu stehen. Ich ward in den Jahren mit ihm bekannt, da er fast immer einsam lebte, und sich vor der Welt verschloß, aber sein kleines Land mit großer Weisheit regierte. Er hatte freilich etwas Auffallendes beim ersten Anblick, und eben deswegen ward auch sein Inwendiges so sehr verkannt. Der Graf von Lach, vormals spanischer Gesandter in Petersburg, hat mir in Hannover erzählt, er habe als General bei der spanischen Armee gegen die Portugiesen gestanden, die der Graf von Bückeburg anführte; das Aeußerliche dieses Grafen habe alle spanischen Generale, als sie ihn beim Recognosciren zuerst durch ihre Ferngläser entdeckten, so sehr frappirt, daß einer nach dem andern ausrief: sind denn die Portugiesen von Don Quixote kommandirt? Aber dieser Graf von Lach, ein Mann von großem Verstande, sprach mir von dem ganzen Verhal-

ten des Grafen von Bückeburg in Portugal und von der Größe seines Geistes und seines Charakters mit Entzückung. Es ist wahr, er hatte von weitem ein romantisches Wesen, wegen der heroischen Haltung seines Körpers, wegen seiner fliegenden Haare, wegen seiner außerordentlich langen hageren Figur und zumal durch das ungewöhnlich lange Oval seines Kopfes, wobei man freilich an den Don Quixote denken konnte. Aber in der Nähe sah und dachte man ganz anders. Erhabenheit, Scharfsinn, Feinheit, Milde, Güte und Ruhe sprachen mit den lebendigsten Zügen aus seinem ganzen Gesichte. Ich sah den Grafen nie an und sprach nie mit ihm, ohne dabei immer zu denken, wie sanft und groß bist du! Heroische Gesinnungen und erhabene Gedanken gingen aus seinem Munde, so leicht und häufig, als sie aus dem Munde des größten Römers oder Griechen mögen gegangen seyn. Wunderlich (bizarre) war er allerdings und in London geboren. Aber vielleicht ist doch wenigen bekannt, was mir ein sehr rechtschaffener deutscher regierender Graf, ein Anverwandter des Grafen Wilhelm, erzählt hat, daß er in seiner Jugend mit jedem Engländer in Allem wetteiferte. Er wettete, zum Exempel, daß er rückwärts von London nach Edinburg reiten wolle; das ist, der Kopf des Pferdes mußte nach Edinburg gerichtet seyn und der Kopf des Grafen nach London. So ritt er durch einige englische Provinzen. Er reiste nicht etwa nur zu Fuß durch England; zum Spaß bettelte er sich durch verschiedene englische Provinzen, gemeinschaftlich mit einem deutschen Fürsten. Man hatte ihm gesagt, der Strom der Donau sey unter Regensburg irgendwo so reißend, daß kein Mensch jemals da hindurch geschwommen sey; er schwamm so weit, daß man ihn kaum noch retten konnte. Einer der größten Staatsmänner und

besten philosophischen Köpfe in Hannover *) hat mir erzählt: der Graf habe in dem Kriege, da er die Artillerie bei der Armee des Herzogs Ferdinand von Braunschweig gegen die Franzosen kommandirte, einst einige hannöversische Offiziere in sein Zelt zum Essen gebeten, und als die ganze Gesellschaft vergnügt und guter Dinge war, seyen einige Kanonenkugeln oben über das Zelt geflogen. Die Offiziere sagten, die Franzosen müssen wohl in der Nähe seyn? Nein, erwiderte der Graf, die Franzosen sind weit von uns weg; die Herren möchten also nur fortessen. Bald kamen wieder ein paar Kanonenkugeln und schlugen oben durch das Zelt. Die Offiziere standen auf und sagten, die Franzosen sind da? Nein, sagte der Graf, die Franzosen sind nicht da; meine Herren, bleiben sie sitzen und glauben sie mir auf mein Wort. Eine Kanonenkugel kam immer wieder nach der andern; die Offiziere aßen und tranken geruhig und machten nur ganz leise ihre Spekulationen über dieses wunderliche Fest. Endlich stand der Graf auf und sagte: meine Herren, ich habe Ihnen nur zeigen wollen, wie sehr ich mich auf meine Artilleristen verlassen kann: denn ich befahl ihnen, so lange wir bei Tische sitzen, immer mit scharfgeladenen Kanonen nach dem Knopfe unsers Zelts zu schießen und das haben sie auch mit der größten Genauigkeit ausgeführt. Denkende Leser werden auch in diesen wunderlichen Zügen den Mann nicht verkennen, der sich und Andere in Allem üben wollte, was schwer scheint. Ich stand einst mit dem Grafen neben

*) Mein seliger Herzensfreund, der geheime Justizrath Strube, geheimer Sekretär bei dem königlichen Ministerio in Hannover, während des Kriegs von 1756 bis an seinen Tod im Jahr 1777.

einem Pulvermagazin, das er unter seinem Schlafzimmer in der Festung Wilhelmsstein hatte anlegen lassen. Da würde ich in schwülen Sommernächten nicht gut schlafen, sagte ich; der Graf bewies mir, ich weiß nicht mehr wie, die größte Gefahr und keine Gefahr seyen einerlei. Als ich diesen außerordentlichen Mann zum Erstenmal sah, unterhielt er mich, in Gegenwart eines englischen und eines portugiesischen Offiziers, zwei Stunden lang über Haller's große Physiologie, die er auswendig wußte. Am andern Morgen mußte ich mit ihm in einem Kahn nach seiner Festung Wilhelmsstein schiffen, die er, nach Plänen, die er mir zeigte, in dem Steinhudersee mitten in's Wasser gebaut hat, ohne daß er einen Fußbreit Erde da fand; er führte das Ruder. In der großen Allee zu Pyrmont unterhielt er mich an einem Sonntage mit einer Ruhe, als wenn er und ich allein in der Welt wären, zwischen einigen tausend Menschen, die da paradirten, buhlten und tanzten, zwei Stunden lang auf einem Flecke, von allen Beweisen, die bisher für das Daseyn Gottes geführt worden, von dem, was allen diesen Beweisen mangle und wie es ihn dünke, daß man alle könnte übertreffen. Damit ich dieser Lection nicht entschlüpfe, hielt er mich zwei Stunden hindurch immer bei einem Knopfe meines Rockes fest. Er zeigte mir in seiner Residenz zu Bückeburg einen von seiner Hand geschriebenen großen Folianten über die Kunst, einen kleinen Staat gegen eine große Macht zu vertheidigen. Das Werk war für den König in Portugal bestimmt und vollendet *). Er las mir

*) Einen Auszug aus diesem Werke ließ der Graf im Jahre 1775 in Bückeburg unter der Aufschrift *Memoires pour l'art militaire de-*

aber viele Stellen daraus vor, welche die Vertheidigung der Schweiz betreffen. Der Graf hielt die Schweiz für unüberwindlich. Er nannte mir nicht nur alle wichtigen Posten, die man gegen jeden Feind besetzen mußte, sondern auch alle Wege, wo kaum eine Kaze durchkäme. Ich glaube nicht, daß etwas Wichtigeres für mein Vaterland geschrieben ist, als dieses Werk; denn auf alle Einwürfe, die ihm ein Schweizer hätte machen können, zeigte er mir treffende Antworten in dieser Handschrift. Mein Freund, Herr Moses Mendelssohn, dem der Graf die Vorrede zu diesem Werke in Pyrmont vorgelesen hatte, hielt sie für ein Meisterstück von Philosophie und Styl. Der Graf schrieb französisch beinahe so gut, wie Voltaire, wenn er wollte; aber im Deutschen gekünstelt, verworren und weitschweifig. Es gehört sehr zu seinem Lobe, daß er, seit seiner Rückkunft aus Portugal, viele Jahre hindurch zwei der besten Köpfe Deutschlands immer um sich hatte, zuerst Abbt, nachher Herder. Tausend merkwürdigere Dinge von diesem wahrhaftig großen und sonderbaren Manne könnten diejenigen erzählen, die ihn länger und näher und mit schärfern Augen beobachtet haben, wie ich. Ich will von tausend

sensil, in sechs kleinen Bändchen drucken. Aber die ganze Auflage bestand leider nur in zehn Exemplaren. Alle diese Exemplare befanden sich noch vor kurzer Zeit in einem verschlossenen Kasten auf der Bibliothek des regierenden Grafen in Bückeburg. Zwei von diesen Bändchen sind aber, wie ich höre, von unbekannter Hand gerettet und werden überseht. Aber von denen im Kasten zu Bückeburg liegenden, gebundenen und ungebundenen Exemplaren sind, wie man sagt, die Pläne herausgeschnitten und weggenommen; also ist schon dadurch das Werk vernichtet.

Eines nur hinzusetzen, zum Theil mit Shakespeares Worten: der Graf Wilhelm von Schaumburg Lippe trug keine Feseln; man wich ihm gern aus; er las viel; er war ein großer Beobachter; er sah die Menschen durch und durch, er liebte kein Spiel; er lächelte selten, oder lächelte so, als wenn er euch auslachte.

So war der Charakter dieses so äußerst mißverstandenen Einsamen beschaffen. Lächeln mag wohl ein solcher Mann, wenn er die Menschen ansieht, die ihn auslachen. Aber wie beschämt und betroffen werden diese Menschen schweigen, wenn sie das Monument ansehen dürfen, das ihm der große Mendelssohn errichtet hat; oder den Kern seiner Lebensgeschichte *), den eine junge Meisterhand in Hannover, mit tiefem Gefühl, historischer Kunst, edlem Styl und so wahrheitsvoll und ehrlich, der unparteiischen Nachwelt übergab.

Wer verlacht ist, wie ich tausendmal den Grafen von Schaumburg Lippe, wegen seines langen Gesichtes, seiner fliegenden Haare, seines großen Hutes und seines kleinen Degens verlachen hörte, aber auch Held und großer Mann ist, wie er, kann doch wohl zuweilen lächeln. Der Graf von Bückeburg lachte jedoch über Welt und Menschen nie anders, als mit Güte. Ohne Menschenhaß und Menschenfeindschaft bewohnte er ein stilles Landhaus mitten in einem Walde, oft ganz allein oder mit der Engelsseele, die er sich zur Gemahlin gewählt hatte, in die er mir nicht verliebt

*) Denkwürdigkeiten des Grafen Wilhelm zu Schaumburg Lippe, von Theodor Schmalz. Hannover 1783.

schien, aber für die er, nachdem sie todt war, aus Liebe starb.

So lachte auch über den Themistocles der große Haufen in Athen. Man verspottete ihn laut, weil er gar keine Manieren hatte, nichts von dem Stadtleben, nichts vom atheniensischen bon ton und bel usage verstand. Themistocles beantwortete einst dieses Gelächter etwas schneidend: ich kann die Feyer nicht stimmen, sagte er, ich kann nicht auf dem Psalterium spielen, aber man gebe mir eine Stadt, so klein und unbekannt sie auch seyn mag, so mache ich sie berühmt und erwerbe ihr einen großen Namen.

Einsamkeit und Philosophie machen also Vorstellungsarten geläufig, geben Begriffe und Gesinnungen, über die gewöhnlich die Welt lacht und die dann doch durch große Ideen die Kleinen verdrängen. Wer große Menschen und große Gesinnungen aus Büchern kennt, nimmt leicht etwas Romantisches an, das oft großen Stoff zum Lachen gibt. Romantische Köpfe möchten zwar immer Alles anders haben, als es seyn kann und als es ist; aber will man immer das Größte und Beste, so findet man auch keinen Gefallen am Schlechten und liebt es nie. So behaupten denn auch solche Seelen eine Art von Adel, der sich freilich in die wirkliche Welt nicht paßt, aber der doch immer Adel ist und bleibt. Jene indianischen Philosophen kamen noch gut aus der Sache, die einmal in jedem Jahre ihre Einsamkeit verließen, nach dem Palaste des Königs gingen und dann der Reihe nach ihre Meinung über die Staatsverwaltung sagten, und die Veränderungen und Einschränkungen, die man an den Gesetzen machen könnte; wer dreimal nacheinander falsche oder unwichtige Anmerkungen mittheilte, verlor auf ein ander Jahr das Recht, vor dem König zu sprechen.

Andere romantische Philosophen hingegen wollten mehr wirken und wirkten nichts. Plotin verlangte von dem Kaiser Gallienus die Souverainität über eine kleine Stadt in Campanien und die dazu gehörigen Ländereien. Die Stadt sollte Platonopolis heißen. Plotin versprach, da mit seinen Freunden sich einzuschließen und die Republik des Plato zur Wirklichkeit zu bringen. Aber es geschah damals, was auch jetzt ungleich weniger idealischen Philosophen an manchem Hofe wiederfahren würde: die Hofleute lachten über diesen Vorschlag, sagten dem Kaiser, der Philosoph Plotin sey ein Narr, und das Experiment unterblieb.

Geschichte alter GröÙe und alter Tugend wirkt im Stillen immer außerordentlich auf Gemüther, die Empfänglichkeit für solche Ideen und Gesinnungen haben. Einige Funken von jenen Feuerseelen werden schon zuweilen aufgefangen, wo man es am wenigsten vermuthet. Einer kranken nervenschwachen Dame auf dem Lande rieth ich, um ihre Seele zu heben, oft mit der griechischen und römischen Geschichte sich zu beschäftigen. Nach drei Monaten schrieb sie mir: Welchen Respect haben sie mir für das Alterthum eingeflößt; was ist das Rückenvolk aus unserer Welt gegen jene Männer! Sonst war die Geschichte nicht meine liebste Lectüre; nun lebe ich ganz in der Geschichte. Ich will mich ganz in Griechenland und Rom hineinlesen. Das wird für mich eine unerschöpfliche Quelle von Gesundheit und Vergnügen sey. Nie hätte ich gedacht, daß meine Bücher ein solcher Schatz für mich werden könnten; sie sind mir lieber, als mein ganzer Erbtheil. In einem halben Jahre sollen sie nichts mehr hören von allen meinen Klagen; mein Plutarch ist mir schon jetzt lieber, als alle Siegwarte und Alles, was man Empfindsames für Landdamen schreibt, die blos

Seele seyn wollen, und bei denen der Satan doch alle Viesbestreiche eben so taktfest spielt, als der beste Musikus seine Violine.

Wie es bei dieser gelehrten Dame in Küche und Hühnerstall ausgesehen haben mag, sagte sie mir zwar nicht. Aber sie ward gesund, und ich denke, daß sie nun wieder an ihrer Haushaltung, an ihrem Garten und bei ihren Hühnern eben so viel Vergnügen finden wird, als vormals bei'm Plutarch.

Geschichte alter Größe und alter Tugend kann lange nur im Stillen und bei Wenigen wirken, und dann doch Wunder thun in der Zukunft. Ein guter Kopf denkt Manches auf einsamen Spaziergängen, das verlacht und verhöhnt wird, wenn es das Licht erblickt, und doch kommt eine Zeit, da es Tausende zu Thaten hinreißt, die der Ewigkeit werth sind. Lavaters Schweizerlieder erschienen in der Schweiz in einer lendenlahmen Epoche. Die Schweizergesellschaft in Schinznach, die diesem Feuerkopf den Auftrag gegeben hatte, diese Lieder zu dichten, war ein Dorn im Auge des französischen Gesandten in der Schweiz, und folglich sprach man Fluch über diese Gesellschaft aus beinahe überall. Der große Haller sogar neckte diese Gesellschaft in allen Briefen, die er mir schrieb, denn sie hatte seinen Namen lange nicht unter die Namen ihrer Mitglieder aufnehmen wollen. Er hielt mich und diese ganze Gesellschaft für Feinde unserer alleinseligmachenden Landesorthodoxie, und uns Alle insgesamt für Lehrjünger und Mitverschworne des in seinen Augen äußerst verrufenen Johann Jacob Rousseau. Man sagte mir im Hotel des französischen Gesandten in Solothurn, alles Böse in der Schweiz, worüber Frankreich

Klage, habe seine Quelle in Schingnach *). Der Präsident der Büchercensur in Zürich, ein Haupt der Republik, verbot in Zürich den Druck von Lavaters Schweizerliedern, aus

*) Es schien mir leicht, dem französischen Legationssekretair, Herrn Barthez von Marmories, und durch diesen dem Ambassador, Herrn von Beaufortville, den Ungrund dieses Argwohns zu zeigen, weil doch alle vernünftige Politik der Schweizer blos darauf beruht, daß sie den König von Frankreich auf eine edle Art beständig zum Freunde behalten und daß sie unter sich immer in größter Eintracht leben. Aber die Vorurtheile gegen die seitdem so berühmt gewordene Schingnacher Gesellschaft waren damals so allgemein, daß Niemand vermochte, irgend einen Menschen, der diese Vorurtheile hatte, von ihrem Ungrund zu überzeugen. Der französische Ambassador hielt diese Gesellschaft für eine beständige Conspiration gegen die Eingriffe der französischen Macht in der Schweiz. Die Häupter der aristocratischen Cantone glaubten, diese Gesellschaft verbreite republikanische Grundsätze. Die Katholiken wähten, diese Gesellschaft denke auf nichts, als auf den Umsturz der katholischen Religion. Alle Dummköpfe schrien gegen dieselbe Zeter und Mord, weil sie sich einbildeten, alle Mitglieder der Schingnacher Gesellschaft seien witzige Köpfe und Gelehrte. Ein deutscher Rosenkreuzer sogar kam einst zu mir, um die Geheimnisse der Schingnacher Gesellschaft auszuforschen, denn er glaubte, wir seyen Alle Goldmacher. Gleich bei der ersten Versammlung, im Jahre 1762, brachte der berühmte Gesner und ich in der ganzen Gegend umher diese Gesellschaft in den allerabscheulichsten Ruf, weil wir Beide zusammen, über dem Kopfe einer Frau, die eben gebären wollte und von der wir nichts wußten, einen Menuet tanzten. Die einzige Absicht dieser Gesellschaft war damals, wie jetzt, keine andere, als diese: man wollte einen einsamen und freien Ort haben, wo Freunde aus verschiedenen Cantonen jedes Jahr auf eine bestimmte Zeit Gelegenheit hätten, sich zu sehen und da einige Tage recht vergnügt zuzubringen. Die vortreffliche Wirkung dieser beinahe jedes Jahr ansehnlicher und zahlreicher gewordenen, und nunmehr nach dem Solothurnischen Städt-

dem feinen Grunde: man müsse den alten Mist nicht aufwärmen! Und doch schrieb kein Dichter Griechenlands wärmer und eindringender für sein Vaterland, als Lavater für die Schweiz. Ich sah, wie Kinder seine Schweizerlieder mit wahrer Begeisterung sangen; ich sah die schönsten Augen bei diesen Liedern in Thränen zerfließen; ich sah Schweizerbauern, denen man diese Lieder sang, die Augen funkeln, die Wangen glühen, die Muskeln schwellen; ich kenne Väter, die mit ihren Söhnen nach Wilhelm Tells Kapelle reisten, um dort Lavaters Lied auf Tell hochklingend abzusingen. Die Felsen hörte ich widerhallen, so oft ich diese Lieder, nach meiner eigenen, selbsterfundnen, herzlichen Melodie, auf den berühmten Feldern und Hügeln sang, wo die großen Thaten unserer Ahnen geschahen, wo die Seelen der erschlagenen Helden mich umschwebten; wo sie mit ihren zackigen Reulen Deutschlands gekrönte Helme zerschmetterten; und wo deutscher Adel, so oft gepanzert und geschlossen, drohend und hämisch in Schaaren von Tausenden heranritt, und vor Hunderten floh.

Dies ist romantisch, wird man mir sagen, und romantische Ideen fangen nirgends Feuer, als bei Menschen, die ganz in der Stille und in der Absonderung leben und viel-

chen Alten verlegten Versammlung, welche allerdings nach und nach die besten Köpfe und Herzen der Schweiz unter sich brüderlich verband, war Bekanntschaft, Liebe und Vertrauen unter Katholiken und Protestanten, die sonst in ihrem Leben sich nie gesehen hätten; und ein allgemeiner Enthusiasmus von Freundschaft, der in den Herzen dieser braven Nation unaussprechlich mehr Gutes hervorbringen wird, als alle die steifen Zusammenkünfte ihrer Häupter und Führer auf ihrem jährlichen Congreß zu Frauenfeld.

leicht über Alles anders denken, als die Welt, die sie umgibt. Aber große Ideen brechen doch zuweilen durch, wo sie den größten Widerstand finden; wirken in Republiken allmählig auf Tausende und stoßen ihnen Gesinnungen ein, über die in der Schweiz zwar mancher Rathsherr brummt, aber die dann doch in Zeiten und Umständen ehrwürdig werden könnten wo es darauf ankäme, ein kleines Land gegen eine große Macht zu vertheidigen.

Alles vereinigt sich in der Einsamkeit, die Seele zu heben, und den Charakter zu stärken, weil man zu großen Gesinnungen und Entschlüssen sich da ungleich schneller und besser abhärtet, als in der Welt. Schussfrei ist der Einsame gegen alle Pfeile der Unvernunft, des Neides und der Bosheit. Entschlossen, Alles zu denken und zu thun, was erfordert wird, um eingeschränkten, schiefaugigten, Alles in der Welt schief sehenden Köpfen nie zu gefallen, erwartet er alle Folgen dieser Ungleichheit von Gedanken und Gesinnungen und verwundert sich über keine. Nicht unempfindlich zu seyn gegen billige, nicht überspannte Achtung seiner Freunde ist zwar erlaubt, aber unsere Freunde gehen doch immer zu weit, wie unsere Feinde. Alle sind parteiisch, und darum kann auch keiner von allen über uns richten. Urtheil und Recht über unsern Werth oder Unwerth müssen wir von Unbekannten erwarten. An kein anderes Publikum müssen wir glauben, als an das große *). Was kann ein

*) Qui veut savoir ce qu'il vaut, sagte ein großer Mann, ne peut l'apprendre que du public, et doit, par conséquent, s'exposer à son jugement. On sait les ridicules qu'à cet égard l'on s'efforce de donner à ceux qui prétendent en qualité d'auteurs, à l'estime

kleines Publikum beweisen, das nie die Sache nach der Sache beurtheilt, sondern nur nach der Person? Je größer die Stadt ist, je mehr Freiheit in dieser Stadt herrscht, je seltener in derselben Einer den Andern fragt, wie soll ich urtheilen, desto mehr nähert sich schon diese Stadt der Welt, die man achtet und schätzt. Lob und Tadel können da weder ehren noch schänden, wo man lieber allgemein wollte geschmähet seyn, als allgemein gelobt. Aber ein einziges günstiges Urtheil von allgemein anerkanntem Werth tröstet gegen alle Schmähungen von Menschen, deren Urtheile einen erwiesenen Unwerth haben und von allen Kennern verworfen sind als falsche Münze. Es läßt sich doch leicht ausmachen, ob etwas Gutes an einem Menschen ist, oder nicht. Wenn darum das große Publikum, wenn unbefangene Männer von dem größten Gewicht, an weit entlegenen Orten dieses Gute mit der größten Unparteilichkeit anerkennen, so geht man ruhig und frei durch die Gassen und wirft die armseligen Fesseln ab, die irgend eine niedrige Leidenschaft, oder Provinzialgeschmack, oder vollends Convention einer einzelnen Stadt, einem Schriftsteller anlegen will. Eben darum, weil er sich nicht vermietht hat, für diese Stadt zu schreiben, sieht er über solchen Winkelgeschmack hinweg auf den bessern Geschmack der Nation, und ließt sich geruhig den Planeten, über die Urtheile und Kritiken, die er hören

de leur nation. Mais ces ridicules ne font nulle impression sur l'homme de mérite; il les regarde comme un effet de la jalousie de ces petits esprits, qui, s'imaginant que, si personne ne faisoit preuve de mérite, ils pourroient s'en croire autant qu'à qui que ce soit, ne peuvent souffrir qu'on produise de pareils titres.

wird, da sein Gang mit dem einmal beliebten Schaafsgang lauter Bickzack macht, und seine Töne mit ihren Tönen eine ewige Dissonanz.

Solche Gefinnungen erwirbt man nirgends, als in der Einsamkeit, und am wenigsten im Umgange mit jenen tief-Flugen Herren und Damen, die vor jeder Beobachtung über den Menschen erschrecken, jeden charakteristischen Pinselzug fürchten und immer sagen: ja das könnte man übel nehmen, oder da könnte gar ein Federkrieg entstehen! Herz und Seele eines einsamen Denkers sind frei von allen diesen Kleinmüthigen Besorgnissen, sind weit hinweg über diese Winkelpolitik, welche jedem etwas muthigen Verfasser immer nur von Stirnen spricht, die beim Anblicke seines Buches sich runzeln werden, oder die vollends wähnt, ein weltkluger Schriftsteller müsse sich dem hochzuverehrenden Publiko nie anders präsentiren, als wie ein gerupftes Huhn.

Aber wenn auch Einsamkeit die Gefinnungen hebt, so glaubt man doch allgemein, sie mache den Geist unfähig zu Geschäften. Das glaube ich nicht; denn es ist doch eben so schlimm nicht, seine Seele im Stillen mit Würde zu erheben, um sodann in der Welt desto weniger zu versinken und seinen Geist in der Einsamkeit so zu üben, damit man dann in der Welt allenfals auch Geist habe. Immer erhält sich die Liebe zur Wahrheit in der Einsamkeit besser, immer gewinnt die Tugend in derselben mehr Gewicht, ob ich gleich gestehe, daß in Geschäften nicht jede Wahrheit gesagt werden muß, daß strenge Tugend im Amte oft scheitert, und daß man für Biedersinn oft nichts nach Hause bringt, als ein blaues Auge.

Jugend und in der Einsamkeit erzeugte Einfalt der Sitten werden indeffen von großen und guten Menschen doch allenthalben geehrt. Beide verschafften dem Philosophen Johann Andreas de Lüc, mitten im Kriege zwischen England und Frankreich, Eingang zu Versailles, und erweckten bei dem sehr rechtschaffenen Staatsminister von Vergennes das Verlangen, den Genfer Bürgern die Köpfe durch einen Philosophen zurecht setzen zu lassen, die er, Frankreichs erster Minister, ihnen nicht zurecht setzen konnte. De Lüc machte auf des Ministers Verlangen den Versuch. Er mißlang; und man mußte den Genfern, wie man weiß, die Köpfe durch eine Armee zurechtsetzen und durch venetianischen Zungenzwang. Diese Einfalt der Sitten erwarb sich der Philosoph Johann Andreas de Lüc auf seinen geliebten Bergen; und jetzt noch, mitten unter dem unaussprechlichen Luxus von London, hat er nie gelernt jeden Mangel zu dulden, jeder Gemächlichkeit und allen Bedürfnissen unserer Welt mit einem Hartsinne sich zu widersetzen, der seines gleichen nicht hat. Eine einzige Spur von Luxus bemerkte ich an dem Philosophen Johann Andreas de Lüc in Hannover; er kaute, wenn ihn etwas ärgerte, ein kleines Stück Zucker, und trug, auf den Nothfall, immer einen kleinen Vorrath von Zucker in der Tasche.

Einsamkeit gibt aber nicht nur den Sitten Einfalt, sondern dem Geiste wirkliche Kraft zu Geschäften. Man nährt in der Stille seinen Geist, damit er wirksam werde für die Welt, und tritt von Weltgeschäften in die Stille zurück, damit er ausruhe und wieder zu neuem Kampfe sich rüste. Pericles, Phocion, Epaminondas, erwarben in der Einsamkeit ihre ganze Größe, erwarben da den Styl, den man nicht in Canzleien lernt, den Styl ihres Lebens

und ihrer Thaten. Als Pericles die größten Dinge vorhatte, erschien er nie auf den Gassen, oder blos um nach seinen Geschäften zu gehen; er entsagte plötzlich jedem Gastmahl, jeder öffentlichen Gesellschaft und allen sonst gewöhnlichen Vergnügungen dieser Art; so lange er die Republik regierte, ging er ein einziges Mal bei einem Freunde des Abends zum Essen und blieb nicht lange. Phocion ergab sich zuerst der Philosophie, nicht in der stolzen Absicht, ein Weiser zu heißen, aber damit er sich fähig mache, die Geschäfte des Staats mit mehr Kraft und Entschlossenheit gegen alle unerwarteten Vorfälle zu übernehmen *). Man war erstaunt, und Einer fragte den Andern, wann und in wie viel Zeit Epaminondas, der sein Leben mit Studiren zubachte, in solcher Vollkommenheit die Kriegskunst nicht nur habe lernen, sondern auf einmal ganz ergreifen können? Er geizte auf seine Zeit, widmete sich ganz den Studien, entzog sich allen öffentlichen Aemtern und hielt für nichts an, als daß man ihn davon weglasse. Aus seiner Einsamkeit riß man ihn heraus und stellte ihn an die Spitze der Armee.

Ein Charakter, an den ich nie anders, als mit Liebe denke, der Charakter des Petrarcha, bildete sich ganz in der Einsamkeit und machte sich da fähig zu großen politischen Geschäften. Petrarcha war freilich zuweilen, was man oft in der Einsamkeit wird, gallstüchtig, beißend und hitzig. Man hat ihm mit Bitterkeit die lebhaften Sittengemälde

*) Eben so sagt Tacitus von dem Helvidius Priscus: Ingenium illustre altioribus studiis juvenis admodum dedit, non ut magifico nomine otium velaret, sed quo firmior adversus fortuita rempublicam capesseret.

seiner Zeit, und zumal die Schattenriffe der schändlichen Lebensart in Avignon unter der Regierung Papsts Clemens des Sechsten, vorgeworfen. Aber Petrarca war doch ein großer Kenner des menschlichen Herzens, und er hatte eine ganz außerordentliche Fähigkeit, auch im Umgange auf die Gemüther zu wirken und sie nach seinen Absichten zu lenken. Gewöhnlich kennt man ihn nur als einen zärtlichen und eleganten Dichter, der feurig liebte und seine Geliebte vortreflich besang, sagt sein bester Lebensbeschreiber, der Abt de Sade, weiter weiß man nichts. Man ist unbekannt mit Allem, was ihm die Literatur zu verdanken hat, die er aus der Barbarei hervorjog, in der sie so lange begraben war, da er die besten alten Schriftsteller dem Staube und dem Moder entriß, und da alle diese Schätze für uns verloren wären, wenn er sie nicht aufgesucht und gute Abschriften davon verschafft hätte. Man hat vielleicht nie gehört, daß er zuerst das Studium der schönen Wissenschaften in Europa wieder emporbrachte; daß er den Geschmack reinigte; daß er selbst dachte und schrieb, wie ein Bürger des alten noch nicht unterjochten Roms; daß er viele Vorurtheile zertrat und die Fortschritte zu größerer Vollkommenheit im Denken leicht machte; daß er bis an seinen Tod der nämliche geistvolle Petrarca blieb, und durch sein letztes Werk immer alle vorigen übertraf. Noch weniger weiß man, daß Petrarca ein großer Staatsmann war, daß die größten Regenten seines Jahrhunderts ihm die wichtigsten Unterhandlungen anvertrauten, und ihn in ihren wichtigsten Angelegenheiten zu Rathe zogen; daß er im vierzehnten Jahrhundert einen Ruhm, ein Ansehn, einen Wirkungskreis und einen Einfluß hatte, wie in unsern Zeiten kein einziger Gelehrter; daß drei Päpste, ein Kaiser, ein König in Frankreich, ein König von Neapel, eine Menge Cardinäle, die

größten Fürsten und Herren von Italien um seine Freundschaft sich bewarben und seinen Umgang sich wünschten; daß sie ihn als Staatsmann, Abgesandten und Minister, in die größten Geschäfte und Begebenheiten seiner Zeit verwickelten; daß er ihnen dafür die größten Wahrheiten sagte; daß Einsamkeit allein ihm die Kraft gab; daß Niemand so wie er, ihre Vortheile kannte und liebte, Niemand sie mit größerm Nachdruck pries, und Muße und Freiheit ihm zuletzt immer über Alles galt. Lange schien er entnervt durch die Liebe, der er die schönsten Jahre seines Lebens geweiht hatte; aber plötzlich verließ ihn der weiche und weibische Ton, in welchem er zu den Füßen seiner Laura seufzte. Männlich und kühn redete er nun mit Königen, Kaisern und Päpsten, und immer mit der Zuversicht, die hohe Talente geben und ein großer Ruhm. Mit einer des Demosthenes und des Cicero würdigen Beredsamkeit ermahnte er die italienischen Fürsten zum Frieden unter sich und zur Vereinigung ihrer Kräfte gegen ihre gemeinschaftlichen Feinde, die Barbaren, die ihr Vaterland zerrissen. Er ermunterte, leitete und unterstützte den Rienzi, der von dem Himmel berufen schien, den alten Glanz der Stadt Rom wieder herzustellen. Er erweckte und trieb einen Kleinmüthigen Kaiser, in Italien einzubringen, und da, als Nachfolger der Cäsare, die Zügel der Herrschaft über die Welt zu ergreifen. Er beschwor die Päpste, ihren Sitz, den sie an die Ufer der Rhone verlegt hatten, wieder an die Tiber zu versetzen. Eben in der Zeit, da er in einer seiner Schriften gestand, er sey voll übler Laune, gepeinigt durch Liebe, die er unaufhörlich zu überwinden suche, voll Haß gegen Menschen und Städte, übergab ihm Papst Clemens der Sechste, der freilich nicht wußte, was in seinem Herzen vorging, ein schweres Geschäft an dem Hofe zu Neapel, und Petrarca

übernahm es. Er gestand selbst, das Hofleben mache ihn ehrgeizig, zubringlich, schnellthätig, und es sey lustig, zu sehen, wie ein Einsiedler, der gewohnt war in Hölzern zu leben und in den Feldern herumzuschwärmen, jetzt die prächtigen Paläste der Cardinäle durchlaufe, mit einem Haufen von Hofleuten in seinem Gefolge. Als Johann Visconti, Erzbischof und Fürst von Mailand und Herr der ganzen Lombardei, ein Mann von unersättlichem Ehrgeize und den größten Talenten, der ganz Italien zu verschlingen drohte, das Glück hatte, den Petrarca in seine Dienste zu ziehen, und er eine Stelle im Rathe dieses Fürsten erhielt und Alles, was sich ein Philosoph und ein Gelehrter dabei wünschen konnte, der Einsamkeit über Alles pries und schätzte, sagten sich die Freunde des Petrarca: was? dieser stolze Republikaner, der nichts athmete, als Freiheit und Unabhängigkeit; dieser ungezähmte Stier, welcher bei dem Schatzen des geringsten Joches ausschlug; der nur die Fesseln der Liebe tragen wollte, ob ihm gleich auch die oft zu schwer waren; der die schönsten Stellen am römischen Hofe ausgeschlagen hat, weil er keine goldene Fesseln tragen wollte; der begibt sich selbst in die Ketten des Tyrannen von Italien? Dieser Misanthrop, welcher nirgends mehr leben konnte, als in ländlicher Stille, dieser große Prediger der Einsamkeit, der bewohnt nun das unruhige Mailand? Sie haben Recht, sagte Petrarca, der Mensch hat keinen größern Feind, als sich selbst; ich habe gegen meinen Geschmack und gegen meine Denkart gehandelt, unser ganzes Leben hindurch thun wir dasjenige, was wir nicht wollen, und dasjenige, was wir gern wollten, thun wir nicht. Aber Petrarca hätte seinen Freunden sagen können: ich wollte euch nur zeigen, was man in der Welt vermag, wenn man lange genug seine Kräfte in der Einsamkeit geübt hat; und wie

diese dann auch in Weltgeschäften Freiheit und Festigkeit gibt, Ausdruck und Selbstständigkeit, Würde und Adel, und durch dieses Alles Nerv zu Allem.

Abneigung gegen allen Umgang und gegen alle Stadtverbindlichkeiten gibt Schriftstellern den so oft erprobten Muth bei allem Unrecht, das sie dulden müssen unter einem aufgebrachten Volke. Durch ihr Beispiel gewöhnt man sich dann allmählig an das liberaliter sentire et dicere auch in Städten, wo man nicht wußte, was das ist. Einsamkeit bildet schon in früher Jugend den eisernen Sinn, der einem unbefangenen Denker sein Leben in Zeiten gegen ihn erregter Volkswuth erhält, und mit dem er freundlich und ruhig Jedem in die Augen sieht, der ihm flucht.

Solche Tumulte gibt es zuweilen in Städten, wo es noch nicht recht hell ist. Unmännliche Seelen und durch jeden Volkswind hin und her getriebene Köpfe thun da keinen Schritt, ohne vorerst die große Frage zu untersuchen: was werden die Leute dazu sagen? Ein sich selbst und seinem Gewissen überlassener Kopf läßt hingegen die Leute sagen, was sie wollen. Wahrheit und Recht auf seiner Seite machen ihn gleichgültig für den Beifall der Menge, die stolz ist auf ihre Freiheit, und doch nie mit eigenen Augen sieht, nie nach eigenen Einsichten handelt, keine festen Grundsätze hat, in ihrem Verhalten keinen festen Grundsaßen folget und immer blindlings sich unterwirft dem einmal herrschenden Volkston, der Tyrannei der Mode, der Allmacht des Beispiels. Von tausend schönen Gesichtern hat er keinen Verdruß. Aber unsterbliche Schande haben diese Gesichter von ihrer zahmen Unterwürfigkeit, unter eine kalte, lendenlahme, geistlose Schöngesterei, die ihre studen-

tischen Gefühle und Ideen zur allgemeinen Landesorthodoxie machen will, und dann verlangt, daß solchem Unsinn allgemeiner Weihrauch dampfe aus tausend Tabackspfeifen.

Muth, der gegen Vorurtheile und Volkswahn ausharrt, ist darum viel gewöhnlicher bei einsam Lebenden, als bei Weltlingen und Geselligkeitsbrüdern. Wer weiß nicht, daß Weltumgang die Seele nicht stärkt, sondern schwächt, so wie oft wiederholter Genuß die sinnlichen Gefühle gegen alles Vergnügen stumpf macht, und gegen alles Unangenehme empfindlich. Ach, wie oft kommen die besten Entwürfe bei aller Richtigkeit und innern Güte nicht auf vor dem umherstehenden Unkraut, Disteln und Dornen. Wie oft entsteht ein lächerlicher Lärm über den Erfolg eines glücklichen Zufalls, den die Idee eines Dummkopfs gebar. Lieber lehret man darum der Welt den Rücken, läßt jeden Menschen glauben, was er will, und jede Sache gehen, wie sie kann, ohne sich deswegen des Rechts zu begeben, im Stillen über Volkswahn zu lachen, und sich gelegentlich gegen den Krebsgang alles Guten zu empören. Stimme des Volkes ist oft Stimme des Teufels; Meinung und Wahn auf Rathhäusern, Landesgemeinden, Assembleen und Clubs brehet sich so schnell wie der Wind. Wer der Stimme des Teufels nicht Gehör gibt, wer keine Windfahne seyn will, hütet sich vor Menschen, die herrschen wollen über unsere Meinungen. Jeder Schriftsteller, der Herz und Seele hat, entfernt sich von müßigen Splitterrichtern, die nichts herausgeben, das man beurtheilen könnte, und die sich darum erdreisten, ihrer Censur Alles zu unterwerfen, was herauskommt. Auch in der freiesten Republik hütet sich jeder Viebermann vor jedem Orte, wo Hundert mehr Kehle haben, als Einer; vor allen Bösewichtern, deren größter Ehrgeiz ist, daß man lache,

und ihr größtes Erdenglück, daß Keiner in Ansehen komme, der sie verlächt.

Aus den Fenstern von allen Häusern, die an Tumulten gegen Schriftsteller Theil nehmen, ergießt sich oft ein allgemeiner Unwille auf dessen Kopf, der sich erdreistet, anders zu denken, als die Demagogen des Geschmacks seiner Vaterstadt. Gibt er eine Schrift heraus, so sucht man nicht, was er etwa Gutes darin sage, und ob es gut gesagt sey? Man will gleich errathen und ausmachen: ob er sich getraue, irgend etwas gegen die Stadt zu schreiben, in der er lebt? Satyren werden ihm gleich angedichtet; immer zuerst da, wo keine ist und keine seyn kann. Sagt er mit dem besten Zwecke Wahrheiten, für die ihm jeder gute Mensch in der Stille dankt; rügt er vielleicht auch zuweilen Einrichtungen und Gebräuche, die man hinterher bessert, ohne es sich merken zu lassen, daß man nicht zuerst diesen guten Gedanken hatte, so kommt doch immer ein Satyrenrichter, erhebt wüthend die Brust, und schreit, hier ist eine Satyre, und will, daß man von Obrigkeit wegen den Pasquillanten aus der Stadt jage! Alles würde man vielleicht herunterschlucken, wenn man den Menschen nur nicht vor seinen Augen hätte, der dies Alles sagt. Wer fühlt sich getroffen, und haßt nicht unsterblich, wenn er unheilbar verwundet ist? Wem ist die Kühnheit nicht unausstehlich, mit der man sagt: der Fortgang der Erleuchtung sey immer da am größten, wo man einsieht, wie viel noch fehlt, und wo man nicht durch den süßen Gesang sich einschläfern läßt, Alles sey unverbesserlich, Alles, bis auf den Gassendreck, sey ausschließend gut, schön und unübertrefflich?

So ging es in dem hellen und lichten Tage von Paris sogar dem Präsidenten von Montesquieu. Darum sagt er

in der Vertheidigung seines unsterblichen Werkes von dem Geiste der Geseze: Nichts ersticke mehr die Lehre, als eben diese allen Dingen aufgesetzte Magisterkappe. Solche Herren wollen immer lehren, und versäumen immer das Lernen. Es ist unmöglich, daß man den besten Kopf nicht kleiner mache, wenn man ihn mit einer Million unnützer Bedenkllichkeiten umnebelt. Hat er die redlichsten Absichten von der Welt, so zwingt man ihn, an seiner eigenen Redlichkeit zu zweifeln. Er kann nicht mehr gut schreiben, wenn man ihm unaufhörlich in die Ohren raunt, er schreibe schlecht; und wenn er, anstatt zu sagen, was er denkt, nur sagen soll, was kleine Geister wollen, daß er sage *). Sie schnüren ihm eine Kinderhaube auf den Kopf, damit sie ihm bei jedem Worte erinnern können, Kind, du fällst! Will er sprechen, wie er denkt, so schreien sie ihm zu, du sollst sprechen, wie wir. Will er sich emporschwingen, so zerren sie ihn beim Ärmel zurück. Hat er Geist und Leben, so rauben sie ihm beide durch Nadelstiche. Erhebt er sich ein wenig, so nehmen sie ihren Werkshuh oder ihre Meßruthe in die Hand, werfen ihre Nasen in die Höhe, und schreien, komm herab, wir wollen dich messen! Bricht er auf seiner Lauf-

*) Zum Exempel die Herren von der Büchercensur an manchem Orte in Deutschland und vorzüglich in der Schweiz; die schulmeisterisch austreichen und umändern, was ihre engen Köpfe nicht fassen, ihr imprimatur nur der Dummheit geben, und anstatt zu entscheiden, wie einer der aufklärtesten und rechtschaffensten Philosophen, Herr Hostrath Feder in Göttingen, sagt, ob etwas der Religion oder dem Staat Gefährliches in der Schrift stehe, was nach den Gesezen den Druck derselben verhindere, unverschämt genug sind, allerhand Veränderungen darin zu machen, wie es ihnen nach ihrer Dogmatik, ihrer Moral, Rhetorik und Orthographie beliebt.

bahn durch, so wollen sie doch noch behaupten, er müsse auf alle Steinchen sehen, die ihm Ameisen in den Weg legen.

Montesquieu sagt: nichts widerstehe solchen Pedanten. Aber widerstand er ihnen nicht? Ist sein Buch nicht gedruckt? Wird es nicht allgemein gelesen?

Dreifaches Erz vor der Brust muß freilich jeder Schriftsteller haben, der die Menschen kennt, malt und trifft. Aber ohne diese Malerei ist auch kein solches Buch gut. Wahrheit ist gewiß in jedem gedruckten Bogen, gegen den die Mitbürger des Verfassers allgemein schimpfen, schmähen und fluchen. Warum übertreffen uns die Engländer so sehr in ihren besten Schriften über den Menschen? Warum sind wir in unserer Sittenmalerei Kinder gegen sie, wie gegen die Griechen und die Römer? Des Steinhagels wegen, der jedem Schriftsteller um den Kopf säuselt, so bald er nur einige Schritte in der Philosophie des Lebens zum Besten seiner Mitbürger wagt. Aber wir ehren so sehr, und mit größtem Rechte, kriegerische Tapferkeit; und warum werden wir denn doch, wie jene weibischen Sibariten, durch das faltschlagende Rosenblatt an unserer Ruhe gestört? Warum speien wir denn doch Schimpf und Schande auf bürgerliche Tapferkeit, auf Muth ohne Waffen, auf des Cicero domesticas fortitudines?

Weil unsere Geschmacksführer immer einen allgemeinen Aufruhr zu erregen suchen gegen alles gesunde Denken; weil sie keiner unknechtischen edlen Gesinnung fähig sind, da sie gewöhnlich in ihrer Jugend in irgend einem vornehmen Hause dienten, und noch jetzt in Pulver zerfielen, wenn eine fette gnädige Dame oder ein großer adliger Herr sauer auf sie herabblickten; weil sie nichts für niederträchtig hal-

ten, wodurch man sich auch nur die allerelendeste Gnade in vornehmen Häusern erwirbt; weil sie sich deswegen zu Allem gebrauchen lassen, bald als niedrige Beifallgeber, und bald als elende Lustigmacher; weil sie Jeden verleumben, dem sie Verstand zutrauen, aus Furcht, er wachse ihnen auf ihrem Posten in vornehmen Häusern über den Kopf, zerstöre ihren Kram, und zertrete ihre Wizeleien; weil ihnen nichts Gutes in der Welt schätzbar und ehrwürdig ist, so lange es ihnen das letzte Vergnügen entzerrter Wollüstlinge noch verschaffet, das Vergnügen zu spotten; weil aller epide-mische Fluch, aller bacchantische Unfug, aller Schnickschnack von Feinden, die ein Schriftsteller allenthalben habe, Alles, was die Hoffnung der Fortschritte zur Vernunft, zum liberaliter sentire et dicere erschwert, von diesen lichtscheuen Tröpfen herkommt, die einzig und allein solche Tumulte erzeugen für ein Mittagessen.

Aus solchen Gründen und durch solche Triebfedern kommt manche deutsche Stadt oft gegen jeden Funken von philosophischer Freiheit in Harnisch, da man doch unter dem Scepter des Despotismus in Paris die kühnsten Bücher über Leben und Sitten schreibt, und lobt, und ihre Verfasser liebt.

Intoleranz gegen Aufklärung und Denkfreiheit entschuldigt man billig in Deutschland bei vornehmen Damen, die, von einer dummen und schiefäugigen Französin erzogen, erst in den Jahren anfangen, deutsche Bücher zu lesen, da sie kein Weiß mehr auslegen; und also zuverlässig von allen Fortschritten der Deutschen nichts wissen. Wie könnte solchen Damen bekannt seyn, daß die Philosophie unserer Zeit eine ganz andere Wendung hat, als bei unsern Vätern; daß sie herablassend und gesellig ist, daß sie Menschenverstand

überall hinbringt, und auch wohl überall sucht? Ueber Welt und Menschen philosophiren, heißen solche Damen darum sehr oft, über Welt und Menschen Pasquille schreiben. Jede Wahrheit, die man in öffentlichen Blättern oder in Büchern gegen ihre Meinungen sagt, macht diese sanften Seelen wüthig, und jeder Sittenmaler ist in ihren Augen ein Ungeheuer. Als diese guten Damen noch jung waren, glaubte man, ein Gelehrter sey ein Wesen, dessen Sprache kein Mensch verstehe, und vor dem also auch jede vornehme Dame die Nase zuhielt. Nun ist leider Alles umgekehrt. Unsere deutschen gnädigen Damen verstehen es ganz gut, wenn ihnen etwa ab und zu ein Schriftsteller an den Puls fühlt, oder gar in dürrn Worten sagt, was ihnen fehlt.

Ein deutscher Patriot wundert sich irgendwo, daß noch kein Deutscher auf den Einfall gerathen sey, englische Wochenchriften wochenblattmäßig zu übersetzen. Wegen der dreisten und treffenden Satyren auf alle Stände müsse man, sagt er, das Land beneiden, wo man so schreiben darf; und so etwas lese man doch in Deutschland gern, wenn es aus der Ferne kommt. Das Mehrste von London passe noch so genau auf unsere großen Städte, daß man über die Aehnlichkeit erstaune. Aber freilich dürfe man keinem deutschen Schriftsteller rathen, so bitter die Thorheiten unserer Affenspleen und Höfe zu schildern.

Warum nicht? Ein deutscher Schriftsteller kann Alles schildern, sobald er nicht Beförderung sucht, sobald er allem Anspruche auf den Beifall unverständiger Menschen entsagt, und also auf keine Weise von Urtheilen und Leidenschaften der Menschen abhängt. Er ist frei, wie ein Vogel in der Luft, wenn vollends sein Landesherr zu groß, zu menschlich und zu erhaben denkt, um Pressfreiheit, die nützlich seyn

kann, zu verbieten, oder Unterdrückung von irgend einer Art in seinem Lande zu dulden, oder gar Jemand eines Epigramms wegen für sein Leben lang auf eine Bergfestung zu setzen. Deutsche waren zwar klein genug, um den Kaiser Joseph gegen Pressfreiheit zu warnen *). Furcht gegen Freiheit durften Deutsche einem Kaiser äußern, der das Panier von Monarchenfreiheit mit seiner Hand gegen die dreifache Krone erhebt, der Gedankenfreiheit in allen seinen Staaten fordert, und mehr als Jahrhunderte zu denken vermochten und denken durften, in einem Jahre that. Als Herr von Sonnenfels den Hanswurst von dem Wienerischen Theater verjagte, und sich eben um diese Zeit auch an dem Cardinal Migazzi versündigte, sagte Kaiser Joseph zu diesem Denker: vous vous brouillés avec les chapeaux verts et avec les chapeaux rouges. Dieses Wort hielt ich im Jahre 1771, da es mir erzählt ward, für eine Prophezeiung. In Wien mag es, wenn es bekannt war, lange gewirkt haben im Stillen. Aber wenn Alles vorbereitet ist, dann ergreift der hohe Sinn eines solchen Wortes wie elektrisches Feuer das ganze Volk, und es tritt schneller, als man glaubt und erwartet, in den ersten Rang der Völker.

Falsch ist es also, daß man nur in Republiken Herz und Seele habe, daß man nur da feck und kühn die Wahrheit sage, daß es nur da heiße, wer frei darf denken, der denkt gut. In aristokratischen Republiken zumal, auch in weit freiern Verfassungen, wo aber doch ein einziger Demagog den Rahn regiert, hält man leider Menschenverstand nur zu

*) Kaiser Joseph hat der Feder und der Presse die Freiheit gegeben, ohne auf die kleinsinnige Besorglichkeit zu hören, daß man sie gegen ihn selbst mißbrauchen könnte — sagt Herr von Sonnenfels.

oft für ein Verbrechen. Dies macht die Seelen feigherzig, also nicht frei. In Deutschland straft, Gott Lob, fast überall die Justiz; in Republiken zuweilen Vorurtheil *), Leidenschaft und Staatsbedürfniß **). In der Schweiz sagt darum

*) Zum Exempel, wenn man Hexen enthauptet.

**) Es ist eine sehr schöne Anmerkung von Herrn Professor Meiners, daß in einem Freistaat, wo die Regierung gegen die Regierten den kleinsten Theil ausmacht und keine stehenden Heere zu Gebote hat, wodurch sie sich behaupten kann, Aufrührer, die den größern und unwissenden Haufen gegen den Kleinern und aufgeklärtern empören wollen, viel gefährlichere Leute sind, und Versuche, Aufstände zu erregen, viel größere und strafwürdigere Verbrechen, als in monarchischen Verfassungen. Diesem billigen Urtheile eines unserer verehrungswürdigsten Philosophen ist Alles gleich, was er in dem ersten Theile seiner Briefe über die Schweiz (Berlin 1784) über das schweizerische Justizwesen, über die Staatsverfassung einiger Cantone, über den Geist ihrer Regierung, über die Landes sitten, über den Charakter einzelner Personen und über Alles sagt, was irgend in denen von ihm beschriebenen Theilen der Schweiz einem reisenden Philosophen und einem herzlichen und aufgeklärten Menschenfreunde auffallen kann. Unter Allem, was ich jemals über die Schweiz Geschriebenes gelesen habe, hat mich nichts so hingerissen, wie dieses vortreffliche Buch. Es trägt durchaus den Charakter der scharfsinnigsten Aufmerksamkeit, des umfassenden und eindringenden Geistes, der sorgfältigsten Prüfung, der vollkommensten Wahrheitsliebe, des redlichsten Wohlwollens und der größten Entfernung von irgend einer Leidenschaft, welche geneigt macht, die Dinge anders zu sagen, als sie sind. Beweisen kann man nicht schöner und besser die Wichtigkeit und die Würde wahrer Philosophie in ihrer Anwendung auf Gegenstände des gemeinen Lebens, als Herr Professor Meiners sie in diesem Buche bewiesen hat. Er verdient wahren Dank, nicht nur bei meinen Landesleuten überhaupt, sondern auch bei denen, die über Einiges nicht seiner Meinung seyn können; und so wie ich vielleicht der erste Schweizer bin, der ihm öffentlich dieses geringe Opfer der

der Vater und zumal die Mutter dem Sohne jeden Morgen und jeden Abend: du mußt dir nicht Feinde machen; und ich antwortete einst als ein kleiner Bube auf diese Klugheitsregel: Mutter, wißt ihr nicht, daß der ein schlechter Kerl ist, der keine Feinde hat? Wie mancher Schweizer steht unter der Macht und dem sehr empfindlichen Auge von mehr als hundert Fürsten; der Deutsche steht unter einem. Eben die Menge der Herren zerbrückt manchem Schweizer die Seele; die Liebe und das Vertrauen in Einen hebt den Deutschen. Viele Fürsten und Herren Deutschlands, die ich kenne, denken größer, milder, freier und edler, als mancher mir bekannte aristokratische Regent *). Unter dem deutschen Adel, welcher nicht mehr alten Vorurtheilen fröhnt, findet sich so viel reiner Natursinn, als irgend in einer Republik in der Welt. Gibt es dann auch hie und da noch Unadel von sechzehn Quartieren, so stehen seinen Vorurtheilen doch in Deutschland jetzt Köpfe genug im Wege, die alle Vorurtheile verlachen, und groß und edel denken, ohne Adelsbriefe zu haben, oder zu bedürfen.

aufrichtigsten und herzlichsten Ehrerbietung bringt, so bin ich auch gewiß Derjenige, dessen Urtheil am wenigsten verdächtig seyn kann, weil ich mit dem Professor Meiners keine Verbindung jemals hatte, und auch nie haben werde.

*) Zwei Berner Landvögte haben im Jahre 1758 über meine Schrift vom Nationalstolze folgendermaßen abgeurtheilt. Erster Landvogt — blätterte in dem Buche, legte es weg, runzelte die Augenbraunen, und sprach: Nous voulons de l'obeissance, et non pas de la science! Zweiter Landvogt — las das Buch beinahe durch, und sagte: ce Docteur Zimmermann est un homme remuant et dangereux, il faut lui faire mettre bas sa plume!

Politische Kopflähme und knechtische Gefinnungen sind also allerdings auch in deutschen Augen ein Fleck im Charakter. Ein Deutscher, der allen unnützen Weltverhältnissen entsagt, einsam lebt, seine Erziehung, unabhängig von Allem, was er sieht und hört, sich selbst im Stillen gibt, Umgang hat mit großen Todten aus Griechenland, Rom und England, wird ein eben so freier und edler Denker, als irgend ein Republikaner. Und durch ihn kommt dann auch zuweilen ein kleiner Lichtstrahl von Wahrheit unter allerlei Volk, wenn er schreiben kann; aber an keine Modelle, Leisten, Magisterkappen, Kinderhauben, Nadelstiche, Werkshuhe und Messruthen sich lehrt, und um Gottes willen am allerwenigsten an den allgemeinen Tritt.

Dies ist Alles, was ich über die Vortheile der Einsamkeit für den Geist sagen wollte. Vieles ist vielleicht nicht lange genug überdacht, und gewiß das Meiste nicht gut genug gesagt. Lieber Jüngling, dem dieses Buch in die Hände fallen kann, nimm du das Gute darin mit Liebe auf, und verwirf alles Kalte und Schlechte, Alles, was nicht rührt und eindringt! O herzlich und unaussprechlich will ich mich freuen, will mich reichlich belohnt halten für alle meine Arbeit, wenn nur du für mein Buch mir dankst, nur du mich segnest, nur du mir sagst: es habe dich aufgeklärt, gebessert, beruhigt! Keinen andern Segen werde ich meinem Buche wünschen, wenn du dich durch dasselbe gebilligt glaubst, wegen deines Hangs zu weiser und thätiger Einsamkeit; wegen deines Widerwillens für zeittödtende Gesellschaften; wegen deines Widerstrebens gegen den beständigen Rath deiner Bekannten, man müsse, um sein Glück zu machen, an allen öffentlichen Orten sich zeigen! Wagst du es auch nicht, deinen Mund aufzuthun, fürchtest du immer etwas Ungereimtes in den Augen Derer zu sagen, die das Monopolium des Wises und des guten Ge-

schmaçkes an sich gerissen haben, und Kraft dessen überall die unwizigsten und geschmacklofesten Dinge mit Geräusch und Beifall vortragen; o so denke, daß ich in solcher Gesellschaft eben so stumm bin, wie du!

Du kannst bei diesem ganzen zehnten Capitel noch weit mehr denken, als ich sage. Habe ich aber auch in demselben nur bemerklich gemacht, was Einsamkeit auf den Verstand wirkt, den man zur Wahrheit leiten will; Kann ich in dem elften Capitel auch nur andeuten, was Einsamkeit auf den Willen vermag, den man biegsam machen möchte zur Tugend: so siehst du doch überhaupt, daß die Vorthelle der Einsamkeit für den Geist der Gewinn sind, den unsere Vernunft aus der Einsamkeit zieht; und ihre Vorthelle für das Herz, Alles, was wir in derselben durch Gefühl und Empfindung genießen.

Diese Eintheilungen und Unterschiede haben zwar doch immer etwas Schwankendes. Alle Vergnügungen des Verstandes und des Herzens sind Wirkungen einer und eben derselben geistigen Kraft. Religion, die doch so offenbar nach dieser Eintheilung eine Sache des Herzens ist, versinkt immer in Schwärmerei ohne die Leitung der Vernunft. Bereden und hinreißen kann man aber die Menschen nur durch die Kraft, ihnen immer die Wahrheit so darzustellen, daß sie Bezug auf ihre Sitten und Leidenschaften habe. Also muß Herz in Allem und bei Allem seyn.

Herz und Gefühl haben wenigstens in dieser ganzen Schrift über die Einsamkeit mich hingerissen, getrieben und geleitet. Darum sagte auch eine Dame von großem Geiste von den zwei ersten Theilen dieses Buches, daß ich Alles von mir gebe, was ich fühle, und wenn ich nichts mehr fühle, dann die Feder weglege. Aber gewiß versiel ich auch

deswegen überall in Fehler, die kein systemfester Philosoph macht. Indessen so wie ich die Menschen kenne, ist's mir genug, wenn dieses zehnte Capitel auch nur dunkel zeigt, wie vortheilhaft Einsamkeit auf die Erkenntnißkräfte, also auf Geist, Verstand und Geistescharakter wirkt, und wenn dann nur das elste lebhaft genug empfinden läßt, welche wahre und edle und erhabene Vergnügungen Einsamkeit hervorbringt, durch ruhige und gefühlvolle Anschauung der Natur und durch Empfindsamkeit für alles Schöne und Gute.